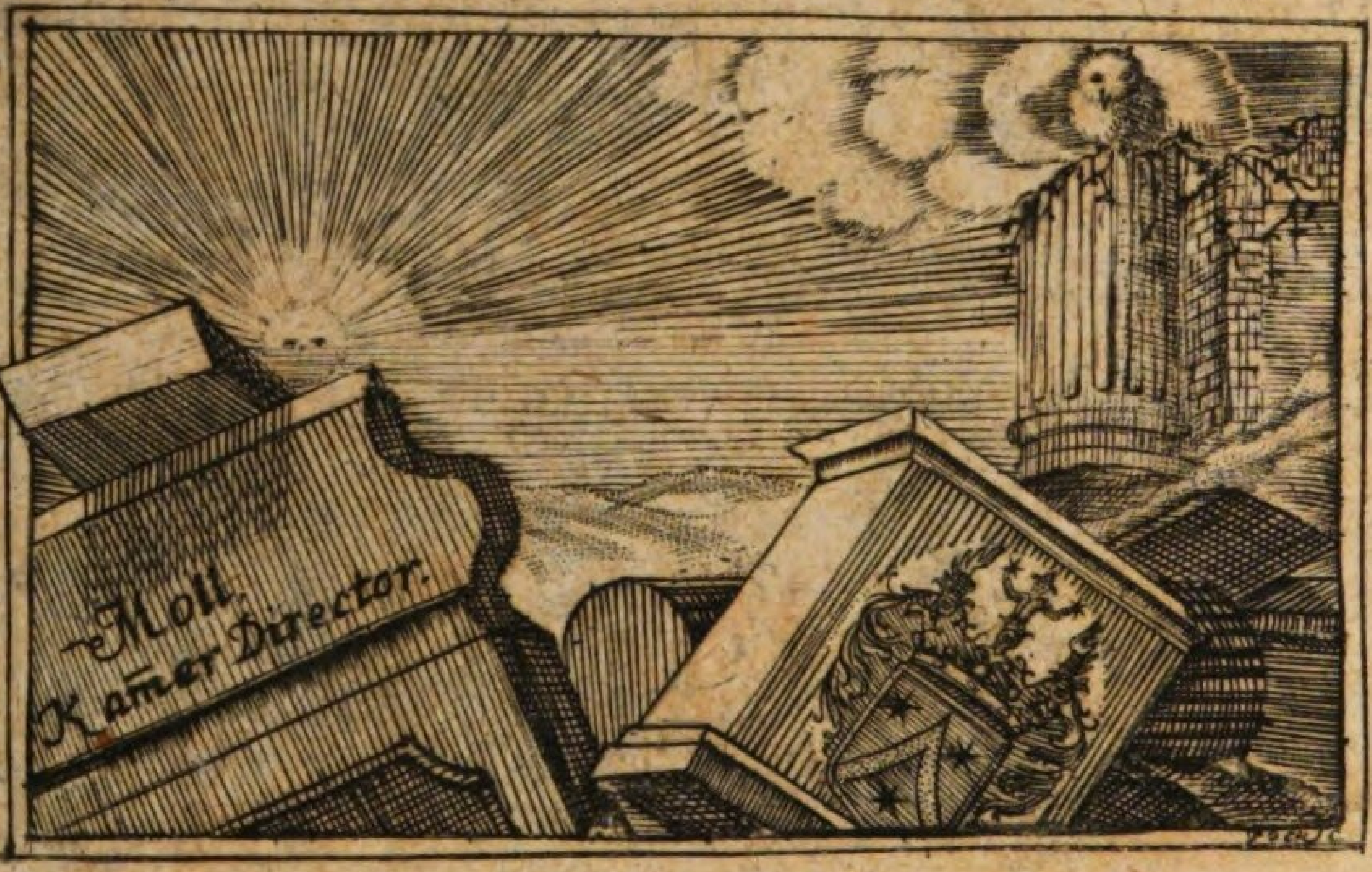

Moll
Kam̄er Director.

Fool 386

Naturgeschichte
der
vornehmsten
Säugthiere.

Ein
Spiel und Lesebuch für Kinder
von
einem Kinderfreunde.

Mit Karten und Kupfern.

Breßlau, Brieg und Leipzig,
bei Christian Friedrich Gutsch. 1786.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Wer mit mir zanken will, daß ich die Menge von Kinderspielen, die bereits das Licht der Welt erblickt haben, noch vermehre, den bitt' ich nur um einen Augenblick Geduld, und um ein geneigtes Gehör. Ich bin so gut überzeugt, als es Jemand sein kann, daß man bei der Erziehung, den eigentlichen Unterricht, nicht in ein immerwährendes Spiel verwandeln, und dadurch in seinen Zöglingen den Tändelgeist erwecken müsse. Ich weis sehr wohl, daß Kinder, die immer gespielt und sich

nie angestrengt haben, mit zunehmenden Jahren alles eben so leicht haben wollen, und, wenn das nicht geht, den Geschmack an wissenschaftlichen Dingen verlieren, weil diese nun in einem ernsthaftern Gewande erscheinen. Aber ich bin auch eben so gut überzeugt, daß den Kindern in den Zwischenstunden, ein Spiel, was sie zugleich unterhält und unterrichtet, wenn nicht nützlich, doch gewiß unschädlich sei. Die rastlose Seele dieser kleinen Menschen, dürstet nach Beschäftigung. Und große Männer, die sich mit der Erziehung abgegeben haben, haben gefunden, daß das größte Kunststück der Pädagogik darin bestehe, die Seele seiner Untergebnen immer zu beschäftigen. Und doch ist hier noch eine so gewaltige Lücke!

Es bleibt ihnen außer den eigentlichen Lehrstunden, außer ihren kleinen Vergnügungen und selbst außer der Zeit, die sie mit Hüpfen und Springen zubrin-

gen, noch immer eine Leere übrig, wo sie nicht recht wissen, womit sie sie ausfüllen sollen. Und da wäre, denk ich, eine Unterhaltung die Spiel hieße, und zugleich ihre Kenntnisse bereicherte, nicht übel. Man würde dadurch ihre Begierde nach mehrerm Unterrichte von der Sache reitzen, und tausend Fragen erregen, deren Beantwortung der Lehrer zum Theil in eine eigentliche Lehrstunde verschieben könnte, um auch da Lust und Erwartung aufzuwecken. Wenigstens würde so was ein Mittel sein, sie für allerhand Dingen zu bewahren, wozu sie eine müßige halbe Stunde so leicht hinreißt, und die ihren Vorgesetzten Verdruß, ihnen selbst aber allerhand Unannehmlichkeiten zuzieht.

Nun existiren zwar, Gott sei Dank! Bücher für Kinder, genug, die eine nützliche Selbstbeschäftigung für sie ausmachen könnten. Es sind eine Menge Spiele da, die ihnen das gewähren sollten, was ich eben gesagt habe. Aber,

 meine

meine eigne Erfahrung hat mich gelehrt, wie man selbst damit nicht behutsam genug sein kann. Bücher, die, nach ihrem ausgehangnen Schilde, für Kinder sein sollen, sind oft mit läppischen Possen, Vorurtheilen, und kraftlosen, schiefen Bemerkungen angefüllt. Spiele, für sie bestimmt, wimmeln oft von Albernheiten, und sind nicht selten im Stande, ihren Geschmack eine ganz falsche Richtung zu geben. Nicht alle Pädagogiker beseelt Kampens, Weißens, Salzmanns ꝛc. Geist. Nicht alle bedenkens genug, wie wichtig bei Kindern eine Kleinigkeit werden kann.

Daher sind nach meiner Meinung, der Kinderbücher und Spiele, die man ihnen ganz ohne Schaden in die Hände geben kann, immer noch sogar viel nicht, und doch wollen sie oft ähnliche Unterhaltung, und doch ists von der äußersten Wichtigkeit, ihre Fähigkeiten, wenn sie

einmal gut gelenkt sind, in der guten Richtung zu erhalten. —

In dieser Rücksicht nun, hab' ich mich entschlossen mein Scherflein, zum besten dieser lieben Kleinen, beizutragen. Ich kenne seine Mängel, und schicke es mit dem Schleier der Bescheidenheit ins Publikum. Denn weder Autorkitzel juckt mich, noch treibt mich der Hunger. Blos Liebe zu den aufblühenden Menschen, für die es bestimmt ist, haben mich dazu vermocht. Es soll ihnen, wenn sie grade nichts bessers zu thun haben, eine nützliche Unterhaltung sein — und mit meinem Wissen und Willen ist nichts hinein gekommen, was ihnen schädlich sein könnte.

Linne' und Raff hab' ich dabei genutzt, aber hoffentlich nicht ausgeschrieben. Auch sind die Kupfer aus dem Müllerschen Linne' genommen.

Das Ganze ist übrigens zu klein, als daß es die Aufmerksamkeit der Recensenten verdienen sollte. Und wäre es ja, so wird mir vernünftiger Männer Tadel, vernünftig vorgetragen, gewiß sehr willkommen sein. Ueber alles aber, was Unvernunft heißt, bin ich schon lange gewohnt, mich wegzusetzen. Geschrieben im September 1785. In Oberschlesien.

Der Verfasser.

Einrich=

Einrichtung des Spiels.

Wenn ihr, lieben Kinder, dieses Spiel spielen wollt, so setzt Euch, soviel ihr eurer seid, um einen Tisch herum, und nachdem ihr die kleinen Karten wohl gemischt habt, so zieht sich ein Jeder eine heraus. Wer unter den Herausgezogenen, die höchste Nummer, mit einem Kupferstiche hat, der macht den Lehrer, setzt sich in einen Großvaterstuhl, nimmt das Buch in die Hand, und frägt den, der die höchste Nummer nach ihm mit einem Kupferstiche hat, um sein Thier, läßt sich so viel dieser weis, davon erzählen, und wo dieser nicht fortkann, hilft er ihm aus dem Buche aus, und sorgt soviel als möglich dafür, daß

nichts wegbleibe, was zur Geschichte des Thiers gehört. Nach diesem folgt derjenige wieder, der die nächst folgende Nummer mit einem Kupferstich hat. Ist keine Nummer mit einem Kupferstiche mehr gezogen, so folgt die höchste Nummer ohne Kupferstich, dann wieder die folgende 2c. Doch gehn die Nummern mit den Abbildungen der Thiere immer denen vor, wo keine dabei sind, und wenn diese auch noch so hoch wären. Und so gehts denn fort bis auf den, der die unterste Nummer hat. Ist die Reihe durch, so werden die Karten wieder untereinander gemischt, und der die höchste Nummer mit einem Kupferstiche hat, ist wieder der Lehrer. — Da werdet ihr nun sehn, welcher das Glück haben wird, am öftersten Lehrer zu sein. — Jedesmal müßt ihr aber Zahlpfennige bei der Hand haben, (sind es Kirschen oder Birnen oder Haselnüsse, noch besser!) diese nimmt der jedesmalige Lehrer vor sich, und theilt denen, die's gut machen, und recht viel zu erzählen wissen, eins, zwei, drei bis vier Stück mit Lobsprü-

chen,

chen, zu. Die es aber schlecht machen, und wenig oder gar nichts wissen, bekommen nichts. Da wird man nun gleich am Ende des Spiels sehen können, wer am meisten gewußt hat. Doch muß der der den Lehrer macht, ja hübsch unpartheiisch sein. Außer dem Spiel könnt ihr fleißig in den Büchelchen lesen, damit ihr desto mehr wißt, wenn ihr einmal spielt. Es kann auch eins allein mit seinem Vater, Mutter oder Lehrer spielen, und da wirds eine gute Gelegenheit geben, diesen Freude zu machen. — Weil ich weis, daß ihr Freunde von Geschichten seid, so hab ich ihrer mancherlei, bei verschiednen Thieren erzählt, die ihr gewiß noch nicht alle wissen werdet.

Die Nummern auf den Karten zeigen auf die Nummern im Buche, und ihr werdet das Thier allemal unter der Nummer im Buche finden, die auf der Karte steht.

Wenn euch das Buch und Spiel gefällt, so wird mirs herzlich lieb sein, denn ich freue mich allemal sehr, wenn ich gute Kinder vergnügt sehe.

Und hiermit lebt wohl.

Aus der Naturgeschichte der Säugthiere.

1 — 5. Prolegomena.

1.

Man rechnet drei Naturreiche, nehmlich das Thierreich, das Pflanzenreich, und das Mineralreich.

2.

Zum Thierreich gehört alles, was lebt und empfindet, vom Menschen an, bis auf das geringste Insekt.

3.

Das Pflanzenreich begreift alles, was blos lebt aber nicht empfindet. Z. E. Bäu-

me, Pflanzen, sie werden, vermittelst eines Saamenkorns, gleichsam aus der Erde gebohren, wachsen eine Zeitlang und sterben dann wieder ab. Man sagt also von ihnen, sie leben, aber sie empfinden nicht.

4.

Das Mineralreich schließt alles in sich, was weder lebt, noch empfindet. Alle Arten von Erden, Steinen und Metallen.

5.

In dem Thierreiche finden wir 1) Säugthiere, d. i. Thiere, die ihre Jungen, die erste Zeit, mit Muttermilch ernähren. 2) Vögel. 3) Amphibien, oder Thiere, die so wohl im Wasser, als auf dem Lande leben. 4) Fische. 5) Insekten. 6) Gewürme.

6—87.

Säugthiere selbst.

6.

Der Mensch ist das vornehmste Geschöpf auf der Erde; aber, ob er wohl gleichsam der König von allen ist, so gehört er doch, dem

Bau

Bau seines Körpers nach, ins Thierreich. Da nimmt er den ersten Platz ein. Bei seiner Geburt, und während seiner Kindheit ist er beinahe hülfloser, als alle andre Geschöpfe, und verloren wäre er, wenn sich nicht schon Erwachsene seiner annähmen. Je mehr er heranwächst, desto mehr zeigt sichs, daß er etwas mehr als Thier sei. Nach und nach lernt er denken, und drückt seinen Geist in seinen Handlungen aus. Die Schwalbe baut sich ein künstliches Nest, aber eins ist wie das andre, und eine baut wie die andre. Des Bibers Wohnung bewundert man, aber sie sind alle nach einem Modell. Nur der Mensch geht weiter. Selbst Kinder verändern sich ihr Spiel und geben ihm eine andre Gestalt, weil sie das ewige Einerlei ermüdet.

Ob gleich aus dem Menschen erstaunlich viel werden kann; so hängt doch das Meiste davon ab, in welcher Gesellschaft er aufwächst, und was seine Anlagen für eine Richtung bekommen. Man hat Beispiele, daß Kinder in ihrer frühen Jugend unter Bären gerathen sind. Da lernten sie rauben wie Bären, fraßen rohes Fleisch, giengen auf Händen und Füßen, brummten, konnten nicht reden, hatten keine Vernunft, kurz, wurden

wie Bären, und man hat sie, aller Mühe ohngeachtet, kaum den Menschen wieder ähnlich machen können. Kinder, die ihre erste Lebenszeit unter bösen Menschen zubringen, werden wahrscheinlich selbst böse; aber auch viel Gutes kann man von denen erwarten, die unter der Führung vortreflicher und weiser Personen aufwachsen. Unter den Anlagen und Talenten der Menschen findet man die wunderbarste Mannichfaltigkeit. Dem einen gefällt etwas, wofür der andre einen Abscheu hat. Dadurch hat der liebe Gott für alle Stände gesorgt. Wie? wenn keiner mehr ein Schorsteinfeger werden wollte, weil es ein gefährliches Handwerk ist: — so würde sich entweder jeder seinen Schorstein mit Mühe und vielen Umständen selbst ausräumen müssen; oder wir würden täglich Feuersbrünste haben, und keinen Augenblick unsers Vermögens sicher sein. Mancher hat viel Verstand, der andre wenig. Einer ist groß, der andre klein. In Afrika sind die Leute kohlschwarz, in Asien braun, in Amerika kupferroth. Der kleinste Theil der Menschen auf dem Erdboden ist gesittet. Die meisten sind noch roh und wild. Viele fressen Aas, schlachten Menschen, braten und verzehren sie, wie die Kaf-

fern und Kannibalen. Andre salben sich über und über mit Fett und Ruß ein, und umwinden Arme und Beine mit Schafdärmen, wie die Hottentotten. Die Virginianer bemalen sich mit Figuren und schwarzen Puncten, und die Araber stechen sich allerhand Zeichen mit Nadeln in die Haut, und bestreichen die Stiche mit Farbe.

So vielerlei Abartungen es auch unter den Menschen giebt, so sind sie sich doch, im Ganzen genommen, alle gleich.

Alle gehen aufrecht — Bei allen ist der Körperbau der nämliche.

Der Kopf ist der vornehmste Theil des Leibes. Wir können Arm und Bein verlieren und doch leben — aber den Kopf? da ists aus mit uns. Oben ist die Hirnschale, in derselben das Gehirn, und darinn der Sitz des Verstandes. Wo wenig Gehirn ist, da siehts fast immer um den Verstand windig aus. Die fünf Sinnen, das Gesicht, das Gehör, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl — (letzteres ist durch den ganzen Körper verbreitet) sind gleichsam die Schildwachen der Seele.

Durch sie erfährt die Seele, was außer ihr vorgeht, ohne sie würden wir erbärmliche Kreaturen sein. Was muß nicht schon ein

Taubgebohrner alles entbehren, und doch ist das nur Ein Sinn, der ihm fehlt.

Hals und Arme und Beine, Hände und Füße sind mit vielen Gelenken versehen, daß wir sie bewegen und beugen können, so viel wir brauchen. Die Knochen, derer insgesammt ohngefähr 256 im ganzen Körper sind, unterstützen den Leib und geben ihm die gehörige Festigkeit, denn sonst würden wir wie ein Schnupftuch zusammensinken. Die Muskeln, die mit ihren Fasern und was dazu gehört, das Fleisch heißen, liegen um die Knochen herum, geben dem Körper seine Form, und tragen das meiste zu seiner Bewegung bei.

Das Blut ist in einem beständigen Kreislaufe, und dieser wird durch die immerwährende Bewegung des Herzens befördert. Das Herz preßt sich nämlich zusammen, und dehnt sich gleich wieder aus. Durch diese wunderbare Presse wird das Blut bis in die äußersten Theile des Körpers getrieben. Man hat berechnet, daß ein ausgewachsener, gesunder Mensch ohngefähr funfzig Pfund Blut besitze; da nun das Herz in jeder Minute etwa siebzig mal seinen Druck, wodurch das Blut zum Umlauf getrieben wird, wiederholt, und die linke Herzkammer nur eine Unze auf einmal

fassen kann: so mögen ohngefähr zwölf Minuten hingehen, ehe alles Blut im ganzen Körper herum kommt, und einen Weg von 150 Schuhen zurücklegt.

Nach dem Herzen ist der Magen der Theil, der die meiste Wartung und Achtung verdient. Er ist das Magazin und die Werkstätte des Körpers; bereitet die Speisen, die wir genießen, gehörig zu, und theilt dann jedem seine Portion, die ihm gehört, mit. Ist der Magen gesund, so ists gemeiniglich der ganze Mensch; da hingegen der, der sich seinen Magen durch Unmäßigkeit verdirbt, sichs selbst zuschreiben kann, wenn Krankheiten die Folge sind. Die Lungen sind zwei Lappen schwammartig und voller Bläschen, welche die Luft, die wir einathmen, empfangen und wieder von sich lassen. Durch die Einathmung der Luft wird das Blut beständig in Bewegung erhalten, und sie ist deshalb zum menschlichen Leben schlechterdings nothwendig.

Die Milz und das Netz, die Leber und die Galle, die Nieren und die Blase sind auch noch sehr nothwendige Dinge. Ueberhaupt ist nichts, was wir in und außer uns haben, umsonst da, und wenn wir den Absichten des

weisen Gottes nachspüren und sie finden, dann können wir uns des Gedankens nicht enthalten, daß wir selbst und unsre fortwährende Erhaltung ein beständiges Wunder sind.

Manchmal sieht man außerordentliche grosse Menschen, manchmal sehr kleine (es versteht sich in dem Alter, wo sie völlig ausgewachsen sind). So ließ sich z. E. vor zwei Jahren in Leipzig ein Riese vor Geld sehen, dem ein Mensch von gewöhnlicher Größe höchstens mit ausgestreckter Hand bis an die Nase gieng — Und wer hat nicht vom Riesen Goliath viel gehört! Auch hat man Zwerge gefunden, die kaum eine Elle hoch waren.

In der Dicke und Schwere und Alter herrscht die nämliche Verschiedenheit. Vor etlichen und dreißig Jahren gab es einen englischen Kaufmann, der über fünf Centner wog. Er war so dick, daß sich sieben erwachsene Menschen in seine Weste einknöpfen konnten.

In jedem Alter sterben Menschen; ein großer Theil als Kinder; und wers bis auf siebzig Jahr bringt, kann schon sagen, daß er ein hohes Alter erreicht habe. Wenn jemand gar über hundert Jahr alt wird, so ist es ein seltner Fall.

Es

Es leben, so viel man hat ausrechnen können, etwa tausend Millionen Menschen auf der Erde. Davon sterben

alle Jahre	—	30 Millionen,
alle Tage	— —	82,000,
alle Stunden	—	3,400,
alle Minuten	—	60,
alle Sekunden	— —	1.

Es rast also jeder Pulsschlag beinahe einen Menschen hin. Wer wollte da wohl noch sicher auf folgende Jahre rechnen!

7.

Die Orang-Outangs sind: Affen, die die meiste Aehnlichkeit mit den Menschen haben. Sie wohnen in Afrika und Ostindien in ganzen Völkerschaften bei einander. Sie sind über und über haaricht, haben eine eingedrückte Nase, große Ohren, ein breites Maul, gehen meistens aufrecht, wie die Menschen, haben keinen Schwanz, sind fast beständig mit Knippeln bewafnet, und schlagen damit so tapfer um sich herum, daß der sehr zufrieden sein kann, der mit heiler Haut aus ihren Klauen kommt.

Da wo sie wohnen, leiden sie keine andre Gesellschaft, und wenns dem Elephanten einkommt, ihnen Visite zu machen, so kriegt er Prügel so gut wie ein Anderer. Wird einer beleidigt: so giebt er nur ein Zeichen und die andern helfen ihm. Die Reisenden würden schlecht wegkommen, wenn sie sich viel Späße mit ihnen erlauben wollten. Sie fressen Obst, Reis, Kräuter, Austern rc. rc. — Den Negern stehlen sie manchmal ihre Kinder, die werden denn in einiger Zeit bald wie junge Orang-Outangs.

8.

Unter Meerkatzen versteht man die Affen, die erstaunlich lange Schwänze haben. Mit dem Barte aber sind sie meistens schlimmer dran, denn manche haben gar keinen, manche ein sehr kurz Bärtchen, und manche einen zugespitzten Bart. Es ist eine große Verschiedenheit unter ihnen, und zum Theil haben sie auch besondre Namen. Einer z. E. heißt der Kapuziner, sein Wirbel des Kopfs ist schwarz, auch sein Gesicht, seine Stirn fleischfarbig — Seinen langen und gedrehten Schwanz schlingt er um den Hals. Wird er böse, so bellt er wie ein Hund — Ein Anderer

rer heißt Langohr, er ist der kleinste von allen Affen, und ist nur fünf Zoll hoch — Sein Schwanz ist ein groß Stück länger als er selber — Seine Ohren sind, wie schon der Name zeigt, groß und dabei viereckigt. Ein andrer heißt Blau-Maul, weil er ein blaues Maul hat; und noch ein andrer, der Altvater, weil er eisgraue Haare, und einen langen schwarzen Bart hat.

9.

Die Baviane sind Affen, die sich durch ihr kurzes abgestumpftes Schwänzchen auszeichnen. Manche werden ohngefähr so groß wie ein Fleischerhund, andere bleiben hingegen sehr klein. Sie sind gelehrig, und man kann sie so weit bringen, daß sie Briefe bestellen. Aber zu viel Freiheit muß man ihnen nicht lassen, sonst nehmen sie sich Dinge heraus, die man ihnen im Leben nicht zugetraut hätte. Einer z. E. stahl ein kleines Kind aus der Wiege, kletterte damit auf den Gipfel des Daches, nahm es aus den Windeln, küßte es und spielte damit, hüllte es dann wieder ein und brachte es gesund wieder in die Wiege. Mit welcher Angst man das mit ansehen mußte, könnt ihr euch wohl vorstellen, lieben

Kinder! denn sagen durfte kein Mensch ein Wort, er hätte sonst das Kind weggeworfen, und er selbst wäre entlaufen. Der Spaß bekam ihm freilich sehr übel, denn sein Herr schoß ihn dafür todt.

10.

Ich muß wohl auch sagen, **wie die Affen gefangen werden**, damit wenn etwan einer von euch einmal nach Ostindien oder Afrika käme, er auch wüßte, wie er es machen müßte, um einen solchen Burschen zu erwischen. Die Indianer stellen es so an: sie gehen mit einem Topfe voll Wasser unter einen Baum, worauf ein Affe sitzt, und waschen und bestreichen sich das ganze Gesicht über und über, gehen dann fort und lassen einen Topf mit Leim oder Honig da stehn. Weil nun die Affen alles nachmachen, so klettert der dumme Hans gleich herunter, und salbt sich das ganze Gesicht mit dem Leime so ein, daß er nicht das geringste mehr sehen kann. Da kommt denn der versteckte Indianer hervor, und attrapirt ihn. Diese Jäger machens auch noch anders. Sie ziehen sich nämlich unter dem Baume ihre Stiefeln etliche mal aus und an, und lassen dann ein Paar kleine, dazu gemachte,

te, Stiefeln da stehen. Kaum sind sie fort, so ist der Affe da, und will auch sehn, wie ihm die Stiefeln stehn, aber siehe da! da kann er sie nicht wieder ausziehen, springen kann er auch nicht darinnen, und gefangen ist er!

II.

Der Elephant ist das größte von allen Landthieren, wird oft sechs Ellen hoch, drei breit und zehn lang. Er wohnt im heißen Asien und Afrika, und frißt Reis und allerhand Kräuter, und wird gegen hundert und funfzig Jahr alt. Sein Kopf ist groß, seine Ohren dick und lang, und seine Nase — denkt einmal, seine Nase — mißt oft drei Ellen. Sie heißt bei ihm der Rüssel, und er kann sie krumm und gerade, kurz und lang machen, je nachdem er Lust und Belieben hat. Er kann fest zugepfropfte Flaschen damit öfnen, und wenn er Brandtwein darinn findet, säuft er ihn gleich rein aus. Starke Bäume reißt er damit nieder, vertheidigt sich damit, schmeißt Leute, die ihn böse gemacht haben, hoch in die Luft — holt Athem dadurch — füllt ihn voll Wasser und steckt sein Futter damit ins Maul was beinahe ganz versteckt am Kopfe

unter dem Rüssel ist. Sein Rüssel ist daher das beste was er hat, und wenn er um den kommt, so ist er verloren. Wenn er also mit dem Löwen oder Tieger Händel bekommt, so springen diese ihm nach dem Rüssel, halten ihn zu, daß er keine Luft kriegt, oder reißen ihm ihn wohl gar ab, und dann muß er verhungern. Aus seinem Maul stehen ein Paar Zähne in die Höhe, erstaunlich dick und lang, und achtzig bis hundert Pfund schwer. Diese verliert er alle drei Jahr, und davon kommt das bekannte Elfenbein, woraus so viele niedliche Sachen gemacht werden. Die Haut des Elephanten ist so dick, daß keine Flintenkugel durchgeht. Seine Füße stehen wie vier Säulen da. Aber, ob er gleich noch so schwer und plump ist, so kann er doch so geschwind laufen, daß ihm kein Pferd nachkommt. Zuweilen schmeißt er den Indianern ihre Hütten aus Muthwillen über den Haufen und zerbricht die stärksten Bäume wie Nußschalen. Man kann ihm ein Haus auf den Rücken bauen, worinnen sich dreißig Menschen aufhalten können. Sein Führer sitzt ihm auf dem Halse, und regiert ihn vermittelst eines Hakens, womit er ihn am Rüssel zieht, wo er ihn hin haben will. Er ist großmüthig, listig,

hat

hat ein gut Gedächtniß. Was man ihm verspricht, muß man halten, sonst nimmt ers sehr übel. Er ist zwar gehorsam und folgt seinem Herrn pünktlich, aber umsonst läßt er sich auch nicht schlagen und stoßen. Und wer ihn unschuldig mishandelt, den nimmt er entweder mit seinem Rüssel und drückt ihn todt, oder schmeißt ihn auf die Erde, und trampelt ihn mit seinen Füßen zu Brei, oder bohrt ihm mit seinen Zähnen Löcher in den Leib. Doch weiß er die Strafe nach der Beleidigung abzumessen. Ein Elephant gieng z. E. öfters bei einem Schneider, der vor seiner Thür saß, vorbei. Der Schneider hatte mehrentheils Aepfel neben sich liegen, und da der Elephant auch Appetit darnach hatte, so stahl er immer einen weg, ehe sichs der Schneider versah. Das verdroß den Meister, und er stach den Dieb einmal, als er wieder mausen wollte, so in die Nase, daß er gewaltig zurück fuhr. Ganz gleichgültig gieng der Elephant fort, und that, als wüßte er von nichts, gieng aber nur bis zu einem Flusse, und füllte sich seinen Rüssel ganz mit Wasser, kam dann wieder, und that, als wollte er wieder bei dem Schneider vorbeigehn — aber ehe sichs der ehrliche Mann versah, da blies er ihm einen

Platzregen

Platzregen von Wasser aus seiner Nase auf den Hals und badete den armen Schneider so arg, daß dieser glaubte, es wäre sein Ende.

Wenn man sie fangen will, so gräbt man auf dem Wege, den er öfters zu gehn pflegt, eine große Grube, und deckt sie mit Zweigen zu. Da kommt denn der große Herr ganz unbesorgt daher spazieret, und — plump! da liegt er drinn! — Ein Elephantengeschlecht können wir in Europa nicht haben, weil sie sich so bald sie gefangen sind, nicht mehr fortpflanzen. Aber dennoch werden öfters welche herumgeführt und für Geld gezeigt. Auch haben die großen Herren ihrer zuweilen, und unterhalten sie mit vielen Kosten. Denn so ein Thierchen frißt schon was. Zu Versailles hatte der König von Frankreich einmal einen, der speiste täglich achtzig Pfund Brod, zwölf Kannen Wein, zwei Eimer Gemüße, worinn vier bis fünf Pfund Brod geschnitten waren, und noch täglich eine Garbe Korn. Zum Dessert führte man ihn auf die Wiesen, wo er sich vollends sättigen konnte. Dem ohngeachtet starb er bald! da wollte man nun auch sehen, wie er inwendig beschaffen sei. Es wurde ein großes Gerüste in einem Saale aufgebaut, worauf man ihn legte. Man

schnitt ihn auf, und einer von den Herren, die ihn zergliedern wollten, stieg in den Bauch hinein. Bald darauf kam der König und frug: ob denn der Herr (der im Elephanten steckte) noch nicht da wäre; o ja! Ew. Majestät, rief eine Stimme im Bauche des Elephanten! und drauf stieg der Herr hervor und präsentirte sich dem Könige. Muß das nicht komisch gewesen sein? doch der große Elephant hält uns auch gar zu lange auf.

12.

Das Faulthier, oder, wie es die Amerikaner nennen, der Ai, ist der wahre Faullenzer. Denn wenn er geht, so kriecht er so unausstehlich langsam, daß, wenn er sich nun einen ganzen Tag recht angegriffen hat, er endlich doch funfzig Schritte gekommen ist. Will er auf einen Baum hinauf, wo er eigentlich wohnt, da braucht er zwei Tage. Man kann ihn schlagen, und zu tode prügeln, er bleibt gewiß auf derselben Stelle, denn das ist ihm viel zu unbequem, daß er davonlaufen soll.

Ai, haben ihn die Amerikaner, seine Landsleute, deswegen genannt, weil er immer A und i schreit. Er hat ein Affengesicht, lange Haa-

re am Halse, einen dunkelbraunen Streifen über den Rücken, nur drei Zehen, und ein ganz kurzes Schwänzchen. Aeußerlich sieht man keine Ohren. Er frißt junge Baumblätter, fürchtet sich vor dem Regen — und ist so groß wie ein mittelmäßiger Haase.

13.

Das Wallroß ist gar ein ziemlich großes Thier, wenigstens so groß wie ein Ochse. Es hält sich im Eismeer auf, frißt Schnecken und Muscheln, grunzt wie ein Schwein, und wird vierzig bis funfzig Jahr alt. Aus seinem großen, garstigen Maule stehen aus der obern Kinnlade zwei ungeheure unterwärtsgebogne, armsdicke Zähne hervor. Damit hauen sie in das Eis, oder in dem Strand ein, und ziehen sich damit in die Höhe. Die Zähne sind so gut wie Elfenbein. Seine Hinter- und Vorderfüße sehen wie Flossen aus, und es braucht sie zum Schwimmen. Mit seinen großen, hervorstehenden Augen kanns einen schrecklich angucken; ob man gleich von außen keine Ohren sieht, so hört es doch vielleicht besser, als wir alle mit einander. Die obere Lippe ist mit langen Borsten bewachsen, und das formirt ihm einen excellenten Schnurrbart.

Zuweilen

Zuweilen fängt man mit ihnen, wegen ihrer schönen Zähne, einen gewaltigen Krieg an, und schlägt ihrer in einigen Stunden etliche hundert tod. Da wehren sie sich nun freilich wohl ziemlich, und schlagen den Menschen die Beine entzwei. Oefters aber schlafen sie schaarenweise recht sanft auf dem Eise, und da kann man schon eine ziemliche Niedermetzelung unter ihnen anfangen, ehe es die andern merken.

14.

Die Seekuh sieht beinahe eben so aus wie das Wallroß. Ihre Länge möchte etwa sieben Ellen, die Schwere zwei Centner sein. Im Asiatischen und Amerikanischen Meere pflegen sie sich aufzuhalten, auch findet man sie an den Mündungen der Flüsse. Die Krokodillen und Haifische verfolgen sie sehr. Mit den Vorderfüßen halten sie ihre Junge an die Brust, die Hinterfüße aber sind an den Schwanz angewachsen. Sollte jemand Lust haben, ihr Fleisch zu kosten, es schmeckt wie Kalbfleisch. Wenn sie schrein, so klingt es gar sehr kläglich — und man sollte glauben, es wäre ihnen Wunder wie viel Leids geschehn. Wer sie sich zu Freunden machen will, der muß ihnen

was vorzeigen oder singen — denn sie sind große Liebhaber der Musik. Seegras und andre Pflanzen sind ihre Speise.

15.

Ameisenbären giebts viererlei. Der kleinste hält funfzehn Zoll in der Länge, der größte aber, seinen langen zottigten Schwanz mit gerechnet, wenigstens drei Ellen. Der eine hat zwei Zehen, der andre drei, und noch einer vier; und eine Art zeichnet sich besonders durch lange Haare aus. Sie wohnen alle in Amerika. Wenn sie schlafen, so legen sie ihren Kopf zwischen die Vorderfüße. Sie haben lange Rüssel, lange Ohren, eine lange, spitzige Zunge, aber keine Zähne. Ihre liebste Speise sind Ameisen. Um diese zu haben, fangen sies auf zweierlei Art an. Entweder sie legen an einem Orte, wo sie viel Ameisen merken, ihre Zunge so auf die Erde, daß sie akkurat so aussicht wie ein Wurm, und da kommen dann die Ameisen und hängen sich in großer Menge daran — aber kaum ist die Ladung voll, so ziehen sie die Zunge zurück, und verzehren alles, was daran ist, mit Haut und Haar. Oder sie stecken ihren langen Rüssel gar in einen Ameisenhaufen, und weil nun

ihre klebrichtige Zunge wahrscheinlich viel Reize für die Ameisen hat, so sind sie gleich wieder dabei. Haben die Ameisenbären wieder eine Menge, so ziehn sie ihren Rüssel hervor, schütteln ihn brav, daß alles auf die Erde fällt, und dann speisen sie nach Herzenslust.

16.

Das Schuppthier oder Ceylonische Armadill, ist gar ein besonderes Thier. Ueber seinen ganzen Körper hat es Schuppen, die wie die Ziegeln übereinander liegen. Wenn es verfolgt wird, so rollt sichs wie ein Igel zusammen, und sieht dann eben so aus, wie ein runder Tannzapfen. Der Schwanz dieser Thiere hat über und über eben solche Schuppen, steht gradaus, und ist so lang wie der ganze Körper. Sie haben einen spitzigen Kopf, ein kleines Maul, keine Zähne und eine wurmförmige Zunge, die sie kurz und lang machen können. Schreien können sie nicht, sondern nur schnauben. Würmer, Eidechsen und Ameisen sind ihre Nahrung. Ostindien und Amerika ihr Vaterland.

17.

Seehund, Robbe oder Seekalb, heißt das Thier, was der Grönländer ganzer Reichthum

ist. Denn wenn sie nur Seehunde haben, so tauschen sie um alle Welt nicht. Man hat schon öfters Grönländer mit nach Paris nehmen wollen, und auch wirklich mit genommen, da war denn ihre erste Frage immer, ob es denn auch Seehunde da gebe? Diese Robben nun sehen halb wie Fisch, halb wie ein vierfüßiges Thier aus. Denn ihre Vorderfüße sind kurz abgestülpt und zurückgebogen, und die Hinterfüße so wie ein Schwanz gewachsen, daß man sie kaum unterscheiden kann, damit rudern sie, und mit den Vorderfüßen geben sie sich, wenn sie auf dem Eise sind, einen Stoß, um von einer Stelle zur andern zu kommen, und das ist ihr Gang. Solch ein Seekalb ist gewöhnlich zwey bis vier Ellen lang, hat einen länglichten Hundskopf und einen Schnurrbart wie die Katzen. Wie ihre Haut aussieht, kann man oft genung sehn. Denn daraus macht man Tabaksbeutel, überzieht Koffer damit ꝛc. ꝛc. Die Grönländer aber machen sich Kleider, Hosen, Stiefeln und alles, was sie um sich haben, daraus. Damit decken sie sich ihre Hütten, überziehn ihre Schifferkähne damit, kurz, Putz und Nothdurft muß ihnen der Seehund geben. Ach wie schmeckt ihnen so ein Stück Fleisch,

und in den Speck beißen sie manchmal so hinein, daß mans ihnen noch lange ansieht, daß sie Speck gegessen haben. Aus diesem Speck machen sie auch ihr Oel, was sie in ihren Lampen brennen. Wenn nun die Grönländer, Isländer, Holländer, Russen, Schweden rc. auf den Robbenfang ausgehn, so passen sies mehrentheils ab, bis die Seehunde auf dem Eise liegen und schlafen. Da liegt nicht einer, nicht zehn, sondern öfters einige hundert beisammen. Und da schlägt man dann mit einem dichtigen Knüppel die Burschen auf die Nase, und bautz! da liegen sie! Der würde sich aber garstig betrügen, der deshalb nicht vorsichtig sein wollte. Denn sie beißen in der Wuth die stärksten Prügel entzwei, und können sie ihren Feinden bis an die Beine und Füße kommen, so zermalmen sie sie. — Auch überrumpelt man sie noch auf eine andre Art. An den Ufern nämlich sind viele große Hölen. Darinn wohnt nun Alt und Jung beieinander. In die Oefnung der Höle fährt man darauf mit einem Kahne, und versperrt sie dadurch. Alsdenn steigt einer, der aber kühn und entschlossen sein muß, mit einem Prügel bewafnet, hinein. Denn die Alten setzen sich da so zur Wehre, daß da schon mancher Mensch sei-

ne Beine verloren hat. Kann ihnen der aber zu rechter Zeit eins auf die Nase geben, und dadurch die Alten wegschaffen, so ist alles gut, denn mit den Jungen wird man alsdann bald fertig — Das nördliche Meer bey Asien und Amerika ist ihr vornehmster Aufenthalt. Sie werden etwa zwanzig Jahr alt, und Fische, besonders Heeringe, sind ihre Speise.

18.

Die Hiäne ist ein so fürchterliches und mörderisches Thier, daß der Wolf ein Lamm gegen sie ist. Denn wenn der Wolf satt ist, so läßt er manches passieren, aber die Hiäne wütet in einem fort, und zerfleischt wenigstens, wenn sie auch nicht fressen kann. Sie wohnt in Afrika und Asien, hat ohngefähr die Größe eines Schweins, und über den Rücken spannenlange, emporstehende Haare. Am Schwanze und an den Füßen hat sie schwärzlichte Ringel. Ihr Gang ist niedergebückt und heimtückisch, und man sieht ihr die Mordlust recht an den Augen an. Schlachtfelder, Kirchhöfe und Grüfte sind reizende Sachen für sie. Da wirthschaftet sie recht unter den Leichen und Todtengerippen herum. Doch das möchte noch sein, wenn sie nur die lebendigen Menschen

schen dafür verschonte. Aber wehe dem, der sich ihr nähert, er ist ohne Barmherzigkeit verloren. Jäger, Soldaten, und andre Leute gehn oft mit allen Gewehren bewafnet auf sie los, ohne etwas auszurichten. Sie hält sich meistens, wie ein Bube, der das Licht scheut, in Hölen unter der Erde und in Felsenklüften auf. Kommt sie unter eine Schaafheerde, so würgt sie so lange fort, bis nicht eins mehr übrig ist. Sie ruht selbst bei der Nacht nicht. Zwanzig Jahre mag ohngefähr ihre Lebenszeit sein. Was kann sie da nicht alles niedermachen!

19.

Der Wolf ist zwar als ein gewaltiger Schaafdieb allenthalben sehr verfolgt worden — aber er hat sich, troz alle dem, dennoch immer erhalten, denn Unkraut verdirbt nicht. Wer Bekanntschaft mit ihm machen will, kann ihn beinahe allenthalben, wo große Wälder sind, finden. Nur will ich jedem rathen, sich hübsch mit Gewehr zu versehen, oder die Visite wenigstens dann zu machen, wenn er eben nicht hungrig ist. Im Heishunger packt er alles an, was ihm aufstößt — Ochsen und Pferde, Rehe und Ziegen — und selbst die

Menschen, wenn sie ihn nicht überwältigen können, frißt er ohne Ansehn der Person.

Der Wolf hat die Größe eines großen Fleischerhundes, und sieht einer englischen Dogge ziemlich gleich. Ein vornehmer Gutsbesitzer in Schlesien verlor daher wegen dieser Aehnlichkeit einst seinen besten Hofehund. Es war auch eine englische Dogge; und dieser Hund pflegte zuweilen auf die benachbarten Dörfer spazieren zu gehn. Mit Schrecken sehn ihn auf dem einen Dorfe die Bauren, es wird Lärm, man ruft: es sei ein Wolf im Dorfe, und alles bewafnet sich mit Spießen, Ofengabeln und Knüppeln. Der arme Hund, der kein Wort davon weiß, daß er wie ein Wolf aussieht, wird von allen Seiten umringt und todtgeschlagen. Des Wolfes Schnauze ist lang und stumpf, die Ohren kurz und stehen in die Höhe. Sein Geruch so scharf, daß er genau weiß, ob sein Raub, den er haschen will, nah oder fern sei, sich bewege oder stillsitze. Und darnach richtet er also auch seine übrigen Anschläge ein. In der Nacht glänzen seine Augen wie Katzenaugen. Junge Wölfe sind röthlich — die Alten aber grau, doch giebt es auch weise und schwarze. Einige zwanzig Jahr ist ihr höchstes Alter.

In Engelland ist man so hinter ihnen her gewesen, daß gar keiner mehr zu finden ist — und das schon seit acht hundert Jahren. Man hat zwar überall Prämien auf seinen Kopf gesetzt, das hindert aber doch nicht, daß er nicht da und dort manchmal wieder überhand nehme. Z. E. in Schweden und Norwegen. Auf dem Zotenberge in Schlesien logirt er auch noch. Ihr Geheul schallet im Winter von da aus bis in die nächsten Dörfer. Und noch vor kurzem kam einer in einen Herrschaftl. Hof, und machte sich über den Kettenhund her — der aber noch glücklich gerettet wurde. — Auch findet man ohnweit dem Berge zwei Steine, die dem Kampf eines Mönches mit einem Wolfe zum Andenken hingesetzt worden sind. Ein Mönch nämlich wurde, als er diese Straße gieng, wütend von einem Wolfe angefallen, der arme Geistliche hatte nichts, wie ein Federmesser, zu seiner Vertheidigung, und dennoch wehrte er sich so tapfer, daß er dem mörderischen Thiere verschiedene tödtliche Stiche beibrachte. Indes waren des Wolfes Zähne nicht minder wirksam gewesen. Das Thier stürzte zuerst, und der entkräftete Mönch wankte noch etwa zwanzig Schritte, und sank dann auch seelenlos zur

Erde.

Erde. An der Stätte, wo jeder gefallen ist, steht ein Stein — und diese beiden simplen Monumente haben uns diese Begebenheit aufbewahrt. Ziegen, und besonders Schaafe, sind eine wahre Leckerei für den Wolf. Er stiehlt sie den Schäfern manchmal vor den Augen weg. Indes so grimmig er ist: so ist er, wenn ihn der Hunger nicht zu sehr plagt, doch ein gewaltiger Poltron. Vor Feuer, Flintenschüssen, geblasenen Trompeten und grossem Geräusche läuft er, was er laufen kann, und meistens kann man ihn schon verjagen, wenn man mit Stahl und Stein Feuer schlägt. Zähmen lassen sie sich selten — und wenn sie auch noch so friedlich scheinen, so kommt ihnen doch wohl der Appetit nach Blut wieder an. In Halle z. B. hatte ein Professor einen jungen Wolf aufgezogen, der sich lange Zeit recht gut aufführte. Auf einmal erwürgte er aber einen Hund, oder eine Gans, das weiß ich nicht mehr recht, und schmaußte. Diesen Frevel mußte er dann gleich mit seinem Leben büßen. Man zog ihm hierauf das Fell ab, stopfte es aus, und nun befindet er sich in dem Naturalienkabinet seines Herrn — hat aber seitdem nichts wieder gefressen. —

Daß

Daß man aus den Wolfspelzen schöne Wildschuren, Müffe und dergl. macht, ist wohl bekannt genug.

20.

Der Fuchs, der bei uns roth, in Schweden und Lappland weis, und in Rußland kohlschwarz ist, ist von jeher als ein pfiffiger Patron bekannt gewesen. Allenthalben, wo er hinkommt, spielt er den Schlaukopf, und man hat daher auch einen listigen Menschen einen Fuchs genennt. Er sieht bald aus wie ein Hund, nur hat er einen weit ansehnlichern Schwanz. Dieser Schwanz giebt im Winter eine gute Halsbinde ab, auch stecken sich ihn manche Leute in den Muff, um die Hände desto wärmer zu haben. Ueberhaupt ist des Fuchses ganzer Pelz gar nicht zu verachten, und besonders werden in Rußland die schwarzen Fuchsbälge für sechzig bis siebzig Thaler verkauft. Nun kann sich einer vorstellen, was bei uns ein großer Pelz von solchen Bälgen kosten würde.

Der Fuchs ist ein entsetzlicher Dieb. Er stiehlt uns, wenn er sonst dazukommen kann, unsre Gänse, Hühner, Tauben, Kaninchen rc. rc. und wie viel junge Hasen frißt er

nicht weg, die uns doch wenigstens eben so gut schmecken würden. Ist er unbemerkt in einen Hühnerstall gekommen, so würgt er alles zusammen, kehrt sich nicht dran, ob die Hühner gackern oder schreien, und trägt sich denn alles nach und nach in seine Höle. Kann er aber von allen diesen guten Bissen nichts haben, so ist freilich manchmal guter Rath theuer. Dann pflegt er sich auf die Erde zu legen, alle Viere von sich zu strecken, und einen förmlichen Todten zu machen. Gelüstets dann vielleicht einen Raubvogel, der ihn für ein Aas hält, herabzukommen, so springt er plötzlich auf, erhascht ihn, und statt daß ihn der Raubvogel fressen wollte, so frißt er nun den Raubvogel.

Er macht sich tiefe Hölen (die Jäger nennen sie einen Bau) in die Erde. Zuweilen jagt er auch den Kaninchen die ihrigen ab, und präparirt sie für sich, sein Weibchen und seine Kinder. Um aber seine Feinde, die ihn etwa da fangen wollten, zu täuschen, macht er sich vielerlei Ausgänge. Da stellen dann die Jäger Netze oder Fallen davor. Merkt er das, so macht er sich wohl gar geschwind noch einen neuen Ausgang, und wenn die Jäger meinen, sie haben ihn recht gewiß, fort

ist er! Freilich glückt ihm das nicht immer so, und da muß er sich dann in sein Schicksal ergeben. Ehe er aber das thut, leidet er acht Tage und länger Hunger, bis ers endlich gar nicht mehr aushalten kann, und herauskommt. Von guten Weintrauben ist er ein großer Freund; ach, das schmeckt ihm, wenn er sich da recht satt schmausen kann. Er geht auch wohl, und sieht, wo jemand auf Vögel aufgestellet hat. Haben sich welche gefangen, so ermangelt er nicht, sie unterdes herauszunehmen, damit sie nicht umkommen. Sonst erzählt man noch von ihm viel Abentheuerliches. Z. E. daß er seinen Schwanz ins Wasser stecke, bis sich Krebse daran hiengen, daß er ihn dann heraus zöge, und seinen Fang fresse. — Daß er, wenn er zu viel Flöhe habe, einen Büschel Heu, Moos ꝛc. ins Maul nehme, dann ganz langsam rücklings ins Wasser gehe, immer tiefer nach und nach, bis sich die Flöhe alle in das Moos oder Heu gerettet hätten; daß ers endlich geschwind fallen lasse, und nun seiner Wege gehe. Dergleichen sagt man ihm noch mehr nach — da uns aber der Schelm unsre Hühner frißt — so wollen wir weiter nichts mehr mit ihm zu thun haben.

21. Der

21.

Der Hund ist der treue Gesellschafter des Menschen. Jedermann kennt seinen Nutzen und weiß, wie wenig wir einen guten Hund entbehren können. Es giebt sehr verschiedne Arten: Haushunde, Schäferhunde, Hühnerhunde, Jagdhunde, Windhunde, Bologneserhunde, Bullenbeißer oder englische Doggen — Dachshunde, Budel, türkische, spanische, siberische, dänische, isländische Hunde. — Was da für Hunde sind. — Der Bullenbeißer oder die englische Dogge ist ein fürchterlich großer Kerl. Er reißt einen Menschen wie nichts nieder, und ist daher, wenn er wacht, den Dieben ziemlich schrecklich.

Das Bologneserhündchen hingegen, ein niedliches, kleines, vorn zottiges Thierchen, ist, besonders bei den Damen, sehr beliebt. Eine vornehme Dame hätte auch gern einmal ein solch Hündchen gehabt — und man bracht ihr endlich eins zum Kaufen — ach so nett, so allerliebst, daß sie ganz bezaubert davon war, und es auf der Stelle kaufte, ob es gleich ziemlich theuer kam. Alles bewunderte das kleine Geschöpf, und es war weit und breit das schönste Hündchen. Nach einigen Wochen fieng das gute Thierchen an krank zu

thun,

thun, es wand sich, es krümmte sich, es winselte, und es war groß Herzeleid im Hause. Ein Paar Tage hintereinander wurds immer schlechter mit ihm, bis endlich etwas an ihm platzte. Man sah ängstlich nach, und siehe da! da fand man zum größten Erstaunen, daß ein kleiner, junger, gewöhnlicher Hund, in eine Bologneserhundhaut so geschickt eingenäht war, daß man bisher nichts davon gesehn hatte. Der junge Hund fieng an zu wachsen, und daher war ihm die Haut zu enge geworden. Sie hatte ihn gewaltig geklemmt, und er also sehr krank gethan. Endlich platzte die Haut, und er konnte sie frisch und gesund abstreifen. Was mag die Dame gesagt haben!

Der Jagdhund jagt das Wild auf, und treibt es auf den Jäger zu. Der Hühnerhund spürt die Rebhühner aus, schleicht leise hinzu, legt sich nieder, und zeigt dadurch seinem Herrn den Ort an, wo das Volk Hühner (so nennens die Jäger) sitzt. Der Windhund ist schneller als der Hase, und fängt ihn also im Lauf.

Die Grönländer mästen ganze Heerden Hunde und schlachten sie. Auch spannt man sie in Grönland und Kamtschatka an Schlitten, und fähret mit ihnen. In Holland legt man ihnen ordentliche Geschirre an, spannt sie

in Karriolen, und so fahren die Kinder mit ihnen herum. Wer doch in Holland wär! Von der Treue der Hunde gegen ihren Herrn kann man überall viel Beweise finden. Außer andern bekannten Geschichten, nur folgende kleine. Ein Jäger gieng mit seinem Hunde zur Winterszeit über einen gefrornen Fluß. In der Mitte brach das Eis, und er wäre ohne Rettung verloren gewesen, wenn sich nicht seine Flinte, die er auf der Schulter hatte, queer über das eingebrochne Eis zum Glück so gelegt hätte, daß er sich daran festhalten konnte. Sein ganzer Unterleib war im Wasser, und mit dem Oberleibe hieng er an der Flinte. Vergebens sucht er sich emporzuarbeiten, vergebens zerrte der ängstliche Hund mit seinen Zähnen an seinem Rock. Gar zu sehr durfte der Jäger sich auch nicht rühren, denn seine Stütze war zu schwach, und das Eis knackte rundumher fürchterlich. Auf einmal lief der Hund in größter Eile davon. Was konnte der arme Jäger anders glauben, als daß er ihn verließe. Auch du fort, jammerte er, mein letzter Freund, und sah nun mit jedem Augenblicke, wenn das Eis vollends einstürzen und ihn mit herabreißen würde. Unterdes war sein getreuer Hund bis in das nächste

Dorf gelaufen. Das erste, was ihm da begegnete, war ein Bauer. An diesen sprang er unaufhörlich hinauf, lief einige Schritte vorwärts, als wollte er den Weg zeigen, kam wieder zurück und that ängstlich. Der Bauer stieß ihn fort, schlug ihn, aber alles umsonst. Das kam ihm denn bedenklich vor, er entschloß sich, dem Hunde zu folgen, um doch zu sehn, was er eigentlich haben wollte. Freudenvoll sprang der Hund voran, und führte den Bauer bis an den Ort, wo sein Herr in Gefahr war. Dieser glaubte einen Engel zu sehn, indem er einen Menschen zu seiner Rettung kommen sah. Er hatte während der ganzen Zeit in dieser beschwerlichen Lage bleiben müssen, und es war eben die höchste Zeit, denn eine Viertelstunde später, so wäre alles verloren gewesen. Wie theuer von nun an dem Jäger sein treuer Hund erst wird gewesen sein, das brauch ich wohl nicht erst zu sagen. — In Sibirien giebts wilde Hunde, auf welche die Einwohner eben so auf die Jagd gehn, wie wir auf die Hasenjagd. — Ein mislicher Umstand mit den Hunden ist der, daß sie toll werden. Fängt die Tollheit erst an, so schleichen sie traurig herum, hängen Ohren und Schwanz; fressen nicht,

verkriechen sich, und fallen mit einer gewissen Düsternheit fremde Thiere und Menschen an. Dann ists schon gefährlich mit ihnen. Fangen sie aber gar an zu keuchen, am Maule zu schäumen, die Zunge herauszustrecken, einen wackelnden Gang, trübe, thränigte Augen, und eine blaue Zunge zu bekommen, und gar nach ihrem Herrn zu schnappen, dann ists ganz vorbei, dann ist ihr Biß äußerst gefährlich, und sie selbst leben kaum noch vier und zwanzig Stunden.

Das Fett der Hunde ist in manchen Krankheiten Arznei, und ihr Fell wird zu Handschuhen, auch wohl zu Strümpfen für Podagristen verbraucht. Sie werfen vier bis zehn Junge und leben funfzehn bis zwanzig Jahr.

22.

Die Katze ist ein heuchlerisches, falsches Thier. Sie mag einem noch so schön thun, sich noch so schmeichelhaft stellen, ehe man sich versieht, kratzt sie, und läuft davon. Ach, sie thut so scheinheilig, als wenn sie kein Wasser trüben könnte; und nascht und stiehlt doch was ihr vorkommt. Schon ihr Athem ist gefährlich. Es ist daher gar nicht gesund, Katzen immer um sich zu haben, oder sie gar mit

sich zu Bette zu nehmen. Man behauptet sogar, daß sie im Stande wären, Kinder und alte Leute zu erdrosseln. Das sei nun wahr oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß sie eine sehr starke, schädliche Ausdünstung haben. Denn es giebt Leute, die sich gleich übel befinden, wenn eine Katze in der nämlichen Stube ist, auch wohl ohnmächtig werden, wenn man sie nicht bald wegschaft. Man muß auch hier den Mittelweg zu gehen suchen, — weder sich gar zu sehr vor ihnen fürchten, noch sie zu seinen Schooßthierchen machen.

Sie sind uns immer sehr nützlich — denn sie leben im ewigen Kriege mit den Mäusen und Ratten ꝛc. ꝛc. Und diese würden uns zuletzt alles wegfressen, wenn wir keine Katzen hätten.

Freilich fressen uns die Katzen mitunter einen Kanarienvogel oder eine junge Taube, und dann muß man sie auf die Pfoten klopfen.

Es giebt auch wilde Katzen, diese halten sich in Wäldern, in holen Bäumen auf, und sind weit schlimmer, geschwinder und größer als die zahmen. Manche Leute essen die Katzen: unter andern viele Franzosen. Der Balg wird zu Mützen und allerhand Verbrämungen verbraucht.

Die häßliche Gemüthsart der Katzen kann man auch daraus sehen, daß das Männchen beständig trachtet dem Weibchen die Jungen zu nehmen und zu erbeißen. — Sie werden etwa zehn bis zwölf Jahr alt.

23.

Der Löwe, das königliche Thier, hat von den ältesten Zeiten her den ersten Rang unter allen vierfüßigen Thieren behauptet. Sein großer Kopf, seine hervortretenden, herumrollenden Augen, die zur Nachtzeit zu brennen scheinen, seine dicke, lange Mähne an Hals und Brust, die er im Zorne fürchterlich schüttelt; seine großen Augenbraunen, und seine ganze Mine, geben ihm ein so schreckliches Ansehn, daß alles um ihn her zittert. Gelblicht und blasroth ist sein Haar, sein Körper schlank, sein Schwanz drei bis vier Ellen lang und am Ende mit einem Haarbüschel versehn. Er wohnt in Afrika und Asien, und ist da am grimmigsten, wo es am heißesten ist. Kälte kann er nicht vertragen. Das Weibchen hat keine Mähnen, und wirft etwa vier Junge. Wenn es ausgegangen ist, um Proviant einzuholen: so kommen zuweilen die Jäger, und nehmen ihm die Jungen weg. Kehrt es dann

zurück,

zurück, und findet seine Kinder nicht, so setzt es den Jägern wütend nach. Und wie würde es ihnen dann gehen, wenn sie nicht zu einer List ihre Zuflucht nähmen. Sobald sie aber die Löwin kommen sehn, so werfen sie eins von den Jungen weg, das raft denn die ängstliche Mutter gleich auf, und trägt sichs in ihre Höle, und unterdeß laufen die Jäger mit den übrigen davon. Hinterlistig ist des Löwen Sache nicht. Er geht seinem Feinde grade entgegen, und dann ist Schlag und Tod bei ihm eins. Die stärksten Thiere schlägt er mit einem Schlage zu Boden. Kameel und Ochse und Pferd ist nur Kinderspiel bei ihm. Nur der Tiger und der Leoparde nehmens zuweilen mit ihm auf. Der Elephant schlägt sich nicht gern mit ihm, weil er meistens den Kürzern zieht. — Da sollt' einmal einer sehn, wie gräßlich der Löwe aussieht, wenn er einen Streit begint. Schreckliche Blicke wirft er umher; seine Augenbraunen ziehen sich auf und nieder; seine Mähne sträubt er fürchterlich empor; mit seinem Schwanze schlägt er wild um sich herum — mit seinen Klauen stürzt er alles nieder, und seine Zähne zermalmen. Doch ohne Noth mordet der Löwe nicht. Ist er satt, und nicht etwa beleidigt, so kann

man sicher bei ihm vorbeigehn, er hat sogar öfters Beispiele von ungewöhnlicher Großmuth gegeben, und Thränen und demüthige Geberden scheinen ihn zu rühren. Zu Florenz brach einst ein Löwe aus dem Thiergarten, und indem nun alles auf Rettung dachte, so flüchtete auch eine Frau mit einem Kinde. Das arme Kind fiel und der Löwe war schon ganz nahe dabei. Hier siegte die mütterliche Zärtlichkeit bei der Mutter über alle Furcht des Todes. Sie wandte sich um, kam laut weinend und zitternd, um dem Löwen das Kind wegzunehmen. Der Löwe stand, sahe der Frau scharf ins Gesicht, und ließ sie mit dem Kinde davon gehn, ohne sie zu beleidigen. — Im Hunger aber ist alles verloren, was ihm nahe kommt; da schont er auch des Menschen nicht. Und daß er Beleidigungen nicht ungestraft lasse, das erfahren die Mohren öfters. Ist einer von ihnen zu kühn gewesen, und er kann ihn nicht auf der Stelle haben, so kommt er bis an ihre Hütten, und zerfleischt ganze Haufen. Beleidigungen kleiner Thiere übersieht er großmüthig, und von seiner Erkenntlichkeit hat er schöne Beweise gegeben. Jene Geschichte, wo ein entlaufner Sklave einem Löwen einen bösen Fuß kurirte, und dem der

Löwe

Löwe zur Dankbarkeit das Leben rettete, wird euch, meine lieben Kinder! wahrscheinlich bekannt sein.

Ich will daher geschwind ein ander Beispiel erzählen. In Afrika hatten die Franzosen einst eine wunderschöne Löwin, die sie mit nach Frankreich nehmen wollten, und sie freuten sich schon im Voraus über das Aufsehn, was das majestätische Thier in ihrem Vaterlande machen würde. Aber ach Jammer! die schöne Löwin wurde krank, und so krank, daß man sie für verlohren hielt. Man nahm ihr die Kette ab, schlepte sie heraus, und überließ sie ihrem Schicksale. Indem sie nun in dem kläglichsten Zustande so da lag, und kaum noch athmete, so kam ein Herr geritten. Er erbarmte sich ihrer, flößte ihr Milch ein, und sah bald zu seiner großen Freude, daß seine Kur gut anschlage. Das ermattete Thier schlug die Augen wieder auf, erholte sich immer mehr und mehr, und kam bald wieder ganz zu Kräften. Da hättet ihr nur sehn sollen, wie dankbar die Löwin gegen ihren Wohlthäter war. Von dem Augenblicke an hatte sie ihn so lieb, daß sie sich nie wieder von ihm trennen wollte. Sie fraß aus seiner Hand, und folgte ihm überall wie ein Hund nach.

Die Löwen können bis zum Erstaunen zahm gemacht werden, so zahm, daß ihnen ihre Wärter den Kopf in den Rachen stecken können, ohne daß sie ihnen etwas zu Leide thun. Nur lecken muß sich keiner lassen. Der Löwe hat eine so rauhe Zunge, daß er leicht bis aufs Blut leckt. Und fühlt er erst Blut auf seiner Zunge, dann erwacht seine ganze Mordbegierde wieder, er kann nicht widerstehn, und er zerfleischt nun den, den er vorher aus Liebkosung leckte. So gieng es einst einem unglücklichen Bedienten, der mit dem Löwen seines Herrn sehr vertraut war. Er ließ sich auch öfters von dem Löwen lecken: man warnte ihn; aber der Bediente achtete nicht darauf. Endlich leckte der Löwe einmal so stark, daß Blut kam, und nun wurde er plötzlich wieder das grimmige, reißende Thier, zermalmte den Unglücklichen, fraß ihn ganz auf und war eben noch über dem Kopfe, als man dazu kam.

Fleisch ist des Löwen einzige Nahrung, und er braucht wenigstens zwölf Pfund des Tages. Was mag er da nicht das Jahr durch für Thiere würgen! Wenn er auf die Jagd geht, so legt er sich ins Gebüsch, und wartet bis da etwas vorbeipassiren will, kommt etwas, so macht er einen Sprung viele Ellen

weit,

weit, umklammert das Thier mit seinen Vorderklauen, und zerreißt es. — Jedes Thier hat doch aber seine eigne Vertheidigungsweise gegen ihn. In Florenz hatte man ein unbändiges Maulthier, was sich gar nicht wollte zähmen lassen. Es wurde daher in einem großen eingeschlossenen Platze einem Löwen vorgeführt, der seine Hartnäckigkeit bestrafen sollte. Kaum sahe es den Löwen, als es aus allen Kräften in eine Ecke lief, und sich da postirte. Der Löwe setzte nach, und als er ihm nahe genug war, so gab ihm das Maulthier aus allen Kräften einen solchen Schlag mit den Hinterfüßen, daß es dem Löwen einige Zähne entzwei schlug. — Hierauf gieng der Löwe gleichgültig fort, und ließ es zu aller Zuschauer Erstaunen stehen.

Das Gebrüll des Löwen gleicht einem dumpfen Donner. — Schlangen und Feuer flieht er. — Sein Fleisch wird gegessen, aus seinem Felle machen sich die Neger Mäntel und Bettdecken. Mit seinen Knochen soll man, wenn sie einige Zeit gelegen haben, Feuer schlagen können.

Die alten Löwen werden theils geschossen, theils in Fallgruben gefangen. Man deckt nämlich eine Grube, worinn ein Lamm ist, mit

mit Schilf oder Holz leicht zu. Da kommt denn der Löwe, will sich das Lamm holen, und — fällt in die Grube. Jetzt schämt er sich so, daß er sich geduldig anbinden und fortführen läßt.

24.

Der Tiger ist von außen ein schönes Thier, aber zugleich ein schrecklicher Beweis, wie wenig man sich auf die äußere Gestalt verlassen kann. Seine Haut ist glänzend, gelb, mit schwarzen, queer herunterlaufenden Flecken. Er hat die Größe eines Löwen, ist viel geschwinder und grausamer. Er mordet alles was er findet, er mag hungern oder nicht. Er kann auf Bäume klettern, und holt sich da öfters Vögel herunter. Sogar den Löwen greift er an — und ist so stark, daß er einen Ochsen ins Maul nehmen und forttragen kann. Dem Elephanten springt er nach dem Rüssel, reißt ihm ihn ab, springt ihm dann auf den Rücken, um ihn zu zerfleischen. In dieser Angst wirft sich der Elephant rücklings nieder und erdrückt so seinen grausamen Feind. Da er aber ohne Rüssel nicht leben kann, so kommt er bald auch um.

Da der Tiger gewohnt ist, immer zu siegen, so macht ihn ein ungewöhnlicher Widerstand zuweilen gleichsam betäubt und feig. Man stellte einst ein Gefecht zwischen drei Elephanten und einem Tiger an. Es wurde daher ein großer Platz mit hohen, starken Pfälen umsteckt. Den Tiger hielten einige Männer an Stricken fest, daß er keinen Sprung auf die Elephanten thun, und also keinem seinen Rüssel abreißen konnte. Dann kam der eine Elephant, und gab dem Tiger einige so derbe Stöße, daß er zur Erde stürzte, und fürchterlich zu brüllen anfieng. Hierauf fuhr der Tiger etliche mal nach dem Rüssel des Elephanten — dies erwiederte dieser mit neuen, eben nicht sanften Stößen: und faßte dabei den Tiger so gut auf seine Zähne, daß er ihn hoch in die Luft schleuderte. Da lag denn der wilde, grausame Tiger, fand nicht für gut, weiter zu kämpfen, sondern stellte sich anfangs todt, und rettete sich dann, ehe man es vermuthete, mit der Flucht.

Geräth ein Mensch in des Tigers Klauen, so ist er ohne Rettung verloren. Doch erzählt man, daß einmal ein Thierwächter einen angreifenden Tiger mit der einen Hand bei der Gurgel gefaßt, und mit der andern um den

Leib festgehalten, und in dieser gefährlichen Lage fünf Minuten geblieben wäre. Alsdann hätte ihn der Mann schnell von sich gestoßen und sich mit Angst fortgeflüchtet. Der Tiger aber sei ganz langsam in seinen Stall geschlichen. Vielleicht trug auch hier die ungewöhnliche Begegnung das meiste zur Rettung dieses Mannes bei.

Noch eine andere Geschichte, wo ein Mensch sogar einen Tiger besiegte, und doch dabei ums Leben kam. Ein armer Mann nämlich kam aus dem Walde, und wurde wütend von einem Tiger angefallen. Er hatte zu seiner Vertheidigung glücklicher Weise eine Axt; — aber der Kampf war doch immer sehr ungleich. Indes gab ihm Verzweiflung Kräfte, und er beschloß, sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Unfern davon hatte ein Herr sein Landhaus, und hatte die Gefahr des armen Mannes gesehn. Er lief geschwind nach seiner Kugelbüchse, um wo möglich den Unglücklichen zu retten. Dieser war durch geschickte Wendungen den stärksten Anfällen des Tigers ausgewichen, und hatte ihm mit seiner Axt auch einige gefährliche Hiebe beigebracht. Unterdes hatte der Herr seine Kugelbüchse geholt. Der arme Mann kämpfte noch,

traf aber auf einmal das schon entkräftete Thier so glücklich, daß es stürzte. In diesem Augenblicke drückte der Herr seine Büchse ab und traf — den armen Mann. Da sank nun der, welcher sein Leben mit so vieler Mühe aus eines Tigers Klauen gerettet hatte, von der Hand eines seiner Mitbrüder getödtet, dahin. Der Schmerz des Herrn war unbeschreiblich.

Asien und Afrika ist des Tigers Vaterland. In China und der Tartarei werden sie mit Pfeil und Bogen gejagt. Eine Menge Jäger schließt einen Kreis um ihn. Sobald er merkt, daß er eingeschlossen ist: setzt er sich, und läßt alle Pfeile ruhig auf sich abdrücken, dann aber springt er wütend auf, und fällt einen von den Jägern an, um durchzubrechen. Sogleich eilen die andern herbei, um ihm eines zu versetzen, daß er liegen bleibt.

Der Schwanz des Tigers ist lang; seine Zunge blutroth, seine Klauen kann er wie die Katzen zurückziehen. Das Gesicht ist falsch und heimtückisch. Mit großer Mühe kann man ihn zähmen, doch behält er immer noch etwas von seiner Wildheit bei, so daß man ihm nie recht trauen darf.

25.

Der Leopard sieht fast eben so aus wie der Tiger, ist eben so grausam, nur etwas kleiner, und seine Haut noch schöner. Bei Tage sind seine Augen blaß, blitzen aber im Finstern. Sein Vaterland ist Ostindien und Afrika. Diese Thiere sind große Liebhaber von warmem Blute, kommen sie daher unter Viehheerden, so würgen sie fürchterlich um sich her. Haben die Neger einen Leopard gefangen, so ziehn sie ihm auf dem Markte das Fell ab, und machen damit, wie auch mit den Zähnen, ihrem Fürsten ein Präsent. Dieser verkauft die Haut, und die Zähne schenkt er seinen Weibern zum Halsschmuck. Das Fleisch theilen die Neger unter sich, und essens als die größte Delikatesse.

26.

Der **Panther** oder Parder ist auch so ein gefleckter Thier, als der Leopard, nur noch größer. Er hat einen Schnurrbart wie die Katzen, kann einen fürchterlichen Rachen machen, und ein schreckliches Gebrüll erheben. Er wohnt auch in Afrika.

27.

Der Luchs ist auch ein Raubthier, ist aber besonders seiner Augen wegen berühmt. Indes so arg ists doch nicht mit seinem Gesicht, als mans gemacht hat. Denn, denkt einmal, ehmals glaubten die Leute, der Luchs könne einen, wenn man vor ihm stünde, durch und durch sehn. Daher ist das Sprichwort entstanden, er hat Augen wie ein Luchs. — Seine Augen sind in immerwährender Bewegung — und scheinen sehr feurig — aber wie gesagt, durch ein Bret kann er eben so wenig sehen, wie wir.

Die nordischen Länder von Europa, Asien und Amerika sind sein Vaterland. Da sitzt er auf den Bäumen, und lauret auf Hirsche und Rehe. Will e ns von diesen Thieren unten vorbeigehen: so stürzt er sich herab auf den Hals des Thieres, und würgt, frißt und saugt ihm so lange an der Kehle, bis es fällt. Dann säuft er sein Blut, frißt das Gehirn, und was ihm sonst noch gutschmeckt, und läßt das übrige liegen. Auch verscharrt er sich zuweilen seinen Raub. — Weil er besonders mit den Hirschen gut fertig wird, und bald so aussieht wie ein junger Hirsch: so heißt er auch Hirsch-Wolf. Merkt er in der Nähe einen

Schafstall, so gräbt er sich ein tief Loch in die Erde, und kommt im Stalle wieder heraus. Da ists dann gut, wenn hübsch Böcke drinn sind, denn diese empfangen den ungebetenen Gast meistens so gut, daß er sehr zufrieden ist, wenn er mit heiler Haut davonkommt. Die Sibirischen Luchsbälge geben ein herrliches Pelzwerk ab. — Des Luchses ganze Gestalt ist beinahe wie eine wilde Katze, nur ist er größer und kühner. Seine Zähne und Klauen sind sehr spitzig und scharf. Die Tartarn verstehn die Kunst, ihn zur Jagd abzurichten.

28.

Das Zibeththier ist etwa zwei Schuh lang, hat einen dünnen Kopf, eine lange Schnauze, kurze Füße, und zweierlei Haare auf dem Körper. Sie sind nämlich theils bräunlich, kurz und gekräuselt, theils weis, schwarz und röthlich gemengt und lang. Das macht, daß es ordentlich streifigt aussieht. Das merkwürdigste an ihnen ist ein Beutel, den sie zwischen den Hinterbeinen haben, worin eine dicke, sehr stark riechende Materie ist. Das machen sich die Juden in Kairo, in Egypten, wie auch die Holländer sehr zu Nutze.

Sie füttern diese Thiere nämlich mit Eiern und Milch, sperren sie in Käfige und nehmen ihnen alle zwei oder drei Tage ihren Balsam ab. Und das machen sie so: sie treiben das Thier in eine Ecke des Käfiges, nehmen es durch das Gitter beim Schwanze, binden ihm die Hinterfüße an, klemmen es zwischen zwei Bretter, daß es sich nicht rühren kann, fahren dann mit einem elfenbeinernen oder silbernen Löffel in die Oefnung und kratzen den Balsam los. Sonst sperrt man sie in Holland auch überhaupt in so enge Käfige, daß sie sich nicht umkehren können, macht den Käfig hinten auf, und holt die Materie, die nachher allenthalben theuer verkauft wird, heraus. — Es scheint, als wenn sie diese Materie inkommodirte, denn in Ostindien und Afrika, wo die Zibeththiere wild herumlaufen, pressen sie sich solche selbst aus, und die Negern sammlen sie von den Stämmen und Bäumen mit vieler Sorgfalt. — Die Italiäner lieben diesen Balsam vornehmlich. Der Biß dieses Thieres ist gefährlich. — Es gräbt sich, wie die Kaninchen, Hölen in die Erde. — Wenn es böse wird, sträubt es seine Haare in die Höhe. — Die Afrikaner pflegen sie mit Stricken zu fangen.

29.

Das Stinkthier! — Da räth gewiß schon jeder, daß es da gewaltig über unsre armen Nasen hergehen würde, wenn wir das Thier lebendig vor uns hätten, wir wollen also gern mit der Beschreibung zufrieden sein. Es wohnt in Amerika, ist schwarz und weiß gestreift und so groß wie ein Marder. Es ist sich seiner großen, stinkenden Eigenschaften bewußt, und fürchtet sich also vor nichts. Ganz langsam geht es seinen Gang fort, und kommt ihm etwas zu nahe, was es nicht leiden will, so macht es seinem Feinde von hinten zu einen solchen Dampf vor die Nase, daß ers schlechterdings nicht aushalten kann, sondern alle Kräfte anstrengt, um von dem häßlichen Thiere wegzukommen. Da könnte man alle Riechfläschchen und alle duftende Petitmaitres zusammen hinstellen, das Stinkthier würde doch den Preis davontragen. Sollten sich die Raubthiere aber dadurch noch nicht abhalten lassen, so läßt es seinen Unrath fahren, der noch tausendmal ärger stinkt, oder läßt sein Wasser auf den Schwanz und schläudert es um sich herum. Da müssen seine Feinde endlich wohl fort, und wenn sie noch so harte Nasen hätten. Und wo ein Tröpf-

chen von dem Wasser hinfliegt, da beißt es ein wie Scheidewasser. — Ein katholischer Geistlicher hatte einmal eins geschossen, und weil es so fürchterlich stank, es nur geschwind abgezeichnet. Als er dann zurückkam und noch weit von den Zelten war, so rochen die Leute, welche drin waren, schon an ihm den unerträglichsten Gestank. Da mußte er sich recht waschen, und gleich andre Kleider anziehn, damit er nur wieder in menschlicher Gesellschaft erscheinen konnte.

Dies Thier nähret sich meistens von Vögeln und ihren Eiern, weil in Amerika in manchen Gegenden wenig Bäume sind, und die Vögel also auf der Erde nisten. Es macht sich Hölen unter die Erde — wohnt aber auch in hohlen Bäumen. Zur Nachtszeit geht es auf die Vogeljagd.

30.

Die Pharaonsratte (Pharaonsmaus, Ichnevmon) ist den Egyptiern ein sehr angenehmes Thier. Denn es sucht die Eier, die das Krokodil in den Sand legt, auf, säuft sie aus und vermindert dadurch die Ausbreitung dieser Wütriche, die sonst bald den Menschen in dasigen Gegenden zu Kopfe wachsen wür-

den. Es geht aber auch außerdem auf die Schlangen= Eidechsen= Ratten= Mäuse= und Froschjagd, läßt sich Vögel, junge Hunde ꝛc. schmecken, wenn es sie haben kann, und ist kühn genug, junge Krokodile anzufallen, und bezwingt und frißt sie öfters — Sonst erzählte man: die Pharaonsratze kröche den alten Krokodilen, wenn sie schliefen, durch den ofnen Rachen in den Leib, fräße da die Eingeweide ab, bisse sich dann ein Loch durch, und flöhe davon. Indes, wer sich die Freiheit nimmt, ein Bißgen an dem Geschichtchen zu zweifeln, der wird nicht übel thun.

Die Egyptier machen die Ichnevmons zahm, und lassen sie in ihren Häusern Mäuse, Ratten ꝛc. fangen. — Sie haben die Größe einer Katze, einen langen Schwanz, abgerundete Ohren, einen Schnurrbart; werden sechs Jahr alt und wohnen in Ostindien und Afrika.

31.

Die Meerotter wohnt in den nordischen Gegenden von Asien und Amerika, ist mit dem Schwanze etwa zwei Ellen lang. Sie hat einen runden Katzenkopf, kleine Ohren, einen Schnurrbart, und einen schönen, feinen Pelz.

Die

Die meisten sind braun, manche weiß und wenige schwarz. Daher kosten die schwarzen auch am meisten, und werden selbst in Rußland mit hundert Thalern bezahlt. Sie leben von Schnecken, Muscheln, Fischen, Krebsen, und schreien wie die kleinen Kinder. Auf den Eisschollen der nordischen Meere halten sie sich am meisten auf, doch kommen sie auch auf den Strand und wohnen auch in Löchern am Ufer. Man findet bei ihnen eine sehr zärtliche Liebe für ihre Jungen, denn sie lassen sich lieber selbst todtschlagen, als daß sie sie im Stiche lassen. Sie spielen mit ihnen im Wasser, lehren sie schwimmen und küssen sie ordentlich wie Menschen.

Die Kamtschadalen gehn mit vieler Lebensgefahr gegen sie auf die Jagd. Jeder nämlich nimmt einen Prügel, ein Messer, einen Hund mit sich, bindet sich unter jedem Fuß ein Bret, drei Ellen lang und acht Zoll breit, und in dieser Rüstung wagen sie sich auf die Eisschollen, werden oft von den Sturmwinden tief in das Meer hineingetrieben, fahren bald mit den Eisschollen in den Abgrund, bald wieder in die Höhe. Viele kommen dabei ums Leben. Die Hunde treiben alsdann die Meerottern auf ihre Herren zu. Diese

erwischen sie mit ihren Prügeln, und ziehen ihnen, wenn sie weit vom Ufer entfernt sind, sogleich das Fell mit ihrem Messer ab. Das Fleisch aber lassen sie liegen. Die Meerotter wird etwa zwanzig Jahr alt.

32.

Die Fischotter wird erstaunend verfolgt, weil sie uns unsre Fische und Krebse frißt. Sie wohnt an Flüssen und Teichen, meistens in einer Höle am Ufer, wozu der Eingang unter dem Wasser ist. Der Kopf ist rund, der Schwanz ist halb so lang wie der Körper, die Füße haben eine Schwimmhaut — und sind niedrig. Die Haare sind kastanienbraun, und beinahe so fein wie des Bibers seine.

Eine Fischotter ist im Stande, einen ganzen Teich leer von Fischen zu machen. Sie fürchtet sich selbst vor solchen nicht, die grösser sind als sie selber; sondern sie sucht sie nur unter sich zu bringen, drückt sie fest an ihren Bauch und beißt ihnen alsdann die Kehle ab. Hat sie nun hübsch aufgeräumt und alle Fische um sich her weggeschmaußt, dann nimmt sie auch mit Fröschen, Wassermäusen, Wasservögeln, Baumrinde und Gras verlieb.

Man kann sie auch zahm machen, und zum Fischfange abrichten. Ihre Höhe ist nicht beträchtlich; die Länge nebst dem Schwanz etwas über zwei Ellen.

33.

Der **Marder**, der uns durch seine Diebereien bekannt genug ist, hat die Größe einer Katze, einen spitzigen Hundskopf, einen Schnurrbart, kurze Ohren, einen rauchen Schwanz. Seine Augen leuchten im Finstern, und wenn er fällt, so kommt er allemal auf die Beine, wie die Katzen; kann er in einen Taubenschlag kommen: so richtet er ein fürchterliches Blutbad unter den armen friedlichen Thierchen an. Ja, er macht sogar den Scharfrichter. Denn er beißt allen, so viel ihrer drinnen sind, die Köpfe ab. Und was thut er dann? dann säuft er das Blut, nimmt sich ein Paar mit auf den Weg, und marschirt ab. Den Hühnern gehts um kein Haar besser, wenn er ihnen einen Besuch macht. Sogar Gänse, Auerhühner ꝛc. greift er an, und man versichert, daß er selbst Adler im Schlafe überfalle, und sich lieber in alle Lüfte fortführen lasse, als daß er losließe. Hat er aber von alle den Leckerbissen nichts, je

nun so stiehlt er Eichhörnchen, frißt Maulwürfe, und geht auf die Ratten- und Mäusejagd.

Es giebt der Marder eigentlich zweierlei: **Hausmarder** und **Baummarder**. Der **Hausmarder** lieget in alten Mauern, auf Heuböden und dergl., klettert allenthalben hinauf, und er ist eigentlich der wahre Hühner- und Taubenmarder. Der **Baummarder** hingegen wohnt in Wäldern, in holen Bäumen, und ist den Vögeln, Eichhörnchen rc. fürchterlich.

Der Marder hat einen schönen Pelz — auch soll sein Fleisch nicht übel schmecken. Der Hausmarder aber hat so wohlriechenden Koth, daß man damit räuchern kann.

34.

Der **Zobel** ist etwa so groß wie eine mittelmäßige Katze, und seines schönen Pelzes wegen ganz besonders berühmt. Denn wenn die Russische Kaiserin den türkischen Kaiser oder dem Großvezier ein Präsent machen will, so ists mehrentheils ein rechter schöner Zobelpelz. Auch andre königliche und fürstliche Personen bekommen solche Pelze. Und nur reiche, sehr reiche Leute können sich welche

kaufen,

kaufen, weil ein einziges Fellchen gegen achtzig Thaler kostet, und wie viel gehören nicht zu einem großen Pelze!

Der Zobel wahres Vaterland ist Sibirien. Da werden sie von Verbrechern mit Bolzen geschossen, oder in Schlingen gefangen. Mit Flinten schießt man sie nicht, um keine Löcher in ihr schönes Fellchen zu machen. Sie sehen dunkelbraun und dunkelroth aus. Auch giebt es ganz schwarze mit einem Gold- und Silberglanze, auch kastanienbraune mit einem Goldglanze. Es giebt zwar in China, der Tartarei und Lappland auch welche, aber die sind nicht so schön wie die Sibirischen.

Man kann sie zahm machen und an Ketten legen wie die Eichhörnchen. Auch können sie eben so gut klettern und springen. Wenn sie Durst haben, so stecken sie ihren zottigten Schwanz ins Wasser, und lecken ihn dann ab. Ihre Nahrung ist: Vögel, Mäuse, Ratten, Eichhörnchen — Baumknospen, Obst ꝛc. ꝛc.

35.

Das Wiesel gehört auch unter die Thiere, welche auf die Vögel- Ratten- und Mäusejagd gehn. Es wohnt auf den Feldern, in

Löchern

Löchern in der Erde, auch im Walde in holen Bäumen, in Ställen, in Scheuren, je nachdem es Lust und Belieben hat und etwas zu schmausen findet. Tauben, Hühner, Rebhühner und Wachteln können immer erwarten, daß sie ohne Gnad und Barmherzigkeit gefressen werden, wenn es sie nur bekommen kann.

Seine Größe ist etwa wie eine junge Katze, nur ist es länger. Der Kopf ist spitzig, und die Schnautze mit einem Schnurrbart geschmückt. Die Füße sind sehr kurz. Ihr Pelz ist blaßroth, am Bauche weis. Einige werden im Winter ganz weis.

Wer eine zarte Nase hat, wird wohlthun, wenn er ihnen nicht zunahe kommt, denn sie pflegen eben nicht zum besten zu riechen. — Sie gehn meistens nur des Nachts auf die Jagd, und sind in allen Ländern zu Hause.

36.

Der Hermelin gehört zu dem Wieselgeschlecht. Sein Fell ist schneeweis, und hat am Schwanze eine schwarze Spitze. Weil nun diese schwarze Schwanzspitze schön an einem Pelze aussieht, und überhaupt sein ganzes Fellchen sehr fein ist, so wird es sehr geschätzt und theuer bezahlt. Er lebt in den kältesten

testen nordischen Ländern, in Lappland, Sibirien, Norwegen, frißt, wie seine Brüder, die andern Wiesel, Vögel und ihre Eier, Ratten und Mäuse. Doch soll er noch weit gefräßiger und kühner sein, und sogar große Thiere anfallen und an ihnen so lange saugen und fressen, bis sie todt niederfallen. Trotz ihres schönen Aussehns stinken sie entsetzlich.

37.

Der Vielfraß, den jedermann schon an dem Namen erkennen wird, was er für ein mäßiges Thier ist, sieht aus wie ein Wolf, ist aber nicht völlig so groß. Er wohnt in Lappland, überhaupt im nördlichen Europa, Asien und Amerika, und frißt den ganzen Tag, wenn er was hat, und stopft sich manchmal so voll, daß er dabei liegen bleiben, und erst wieder zu sich selbst kommen muß. In solchen Umständen nun soll er sich, wie man erzählt, zwischen zwei nahe aneinanderstehende Bäume drängen, um sich wieder Luft zu machen. Indeß wollen das nicht alle Leute glauben, und so will ichs denn auch nicht für baare Wahrheit ausgeben. Wenn er sich aber so vollgefressen hat, daß er nicht von der Stelle kann, so kommen die Jäger und beschleichen

den saubern Burschen. — Sein Fell ist sehr schön, kostbar, dunkelbraun, und glänzt wie Seide.

Die Nahrung der Vielfraße ist Vögel, Hasen, Rennthiere, auch todte Körper. Wenn sie Rennthiere fangen wollen, so klettern sie auf einen Baum, und wenn das Thier unten vorbeigeht, so springen sie ihm plötzlich auf den Nacken, klammern sich fest und fangen gleich an zu fressen und zu beißen. Das Thier mag in der Angst herum rasen, laufen und machen was es will, sie lassen nicht eher nach, bis es entkräftet zu Boden sinkt, und dann fressen sie, so viel irgend nur in den Bauch geht.

38.

Der Iltis sieht dem Marder fast ganz ähnlich, nur ist er kleiner. Er wohnt in den alten Mauren und Steinritzen, in holen Baumwurzeln und wo er etwa sonst ein Loch zwischen Holz oder Steinen findet, und wo es was zu speisen giebt.

Hühner, Enten und Tauben, und ihre Eier, Kaninchen ꝛc. ꝛc. sind seine liebsten Gerichte; kriegt er aber von alle dem nichts, je

nun

nun dann nimmt er auch mit Ratten und Mäusen und Gartenschnecken vorlieb.

Er hat einen ganz guten Pelz — Aus seinen Haaren macht man Malerpinsel. Aber seine Ausdünstungen sind nicht die schönsten.

39.

Unter den Bären giebt es sehr verschiedene Arten, große und kleine, schwarze und weise. Ihr Aufenthalt überhaupt sind die nördlichen Länder. Wer Lust und Belieben hat, nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen, kann sie auch in Polen und Rußland antreffen. Der größte heißt der Grasbär, und wohnt in Norwegen, frißt Gras, Baumblätter, Nüsse und Eicheln. Ein anderer heißt der Pferdebär, weil er sich manchmal die Freiheit nimmt, Pferde anzugreifen, und wenn sie ihm nicht entwischen können, sie zerreißt und frißt. — Die weisen Bären halten sich mehrentheils auf dem Eise, bei Grönland und der Insel Island auf, machen manchmal weite Reisen auf den großen Eisschollen, finden sich doch aber immer wieder zurecht, und leben von Seehunden und Wallfischgerippen. Die meisten Bären lassen sich das Obst

gutschme=

gutschmecken, indeß nehmen sie auch Schaafe, Ziegen, Rehe, und so was mit.

Sie können meisterhaft klettern, und verstehen sich ganz besonders aufs Honigausnehmen in den holen Bäumen. Dieser Leckerei gewohnt, werden sie aber zuweilen garstig angeführt, denn man setzt ihnen Honig mit Brandtwein vermischt hin, sie kommen denn gleich, und lecken alles rein aus — aber siehe da! da wird dem Burschen ganz schwindlich im Kopfe, er taumelt hin und her, kann nicht recht fort, und der Jäger, der in der Nähe ist, wird dann bald mit ihm fertig.

Menschen greifen die Bären, ohne gereizt zu sein, nicht an. Im Winter machen sie sich ein weiches Lager von Mooß, legen sich hin und schlafen, bis es wieder warm wird. Daß sich der Bär zähmen, zum Tanzen, Trommelschlagen ꝛc. ꝛc. abrichten läßt, weiß wohl jeder. Doch muß man ihnen, wenn sies gut machen sollen, eins dazu pfeifen, weil sie den Schalmeienton sehr gern hören. Ihr Fleisch kann man essen, und aus dem Pelze macht man Pferdedecken, Mannsmüffe und dergl.

40.

Der Dachs sieht ein wenig plump aus, ohngefähr wie ein kleiner Bär. Er hat einen Spitzkopf wie der Fuchs, kleine Augen, kleine, kurze, runde Ohren, kurze, unten breite, mit langen Nägeln bewafnete Füße, lange, borstige Haare, die auf dem Rücken grau, am Bauche aber braun oder schwarz sind, und ein unförmlich dickes, kurzes Schwänzchen. Er ist ein wahrer Faullenzer, denn den größten Theil des Tages liegt er in seinem Loche, was er sich tief in die Erde macht und schläft.

Des Nachts blos kommt er manchmal aus seinem Schlupfwinkel hervor, um Mäuse, Frösche, Kaninchen, Pflanzen, Wurzeln, Hühner, Obst und dergl. zu holen, geht aber selten weit von seiner Höle, weil er schon weiß, daß man ihm brav aufpaßt, und dies sein einziges Rettungsmittel ist. Denn laufen kann er nicht zum besten, und ob er sich gleich gegen anfallende Hunde mit seinen Zähnen und Klauen wütend vertheidigt, so ist er doch lange nicht so sicher, als in seiner unterirdischen Wohnung. Da kann ihm nur der kleine, krummbeinigte Dachshund ankommen. Dieser kriecht zu ihm hinein, jagt ihm bis in

seinen hintersten Winkel, und läßt ihn von da nicht wieder zurück.

Unterdeß muß man seine Höle von obenan aufgraben, und ihn so zu erwischen suchen. Indessen ist jedem Jäger wohlmeinend zu rathen, einen tüchtigen Maulkorb bei der Hand zu haben, um dem Gefangnen das Beißen zu verbieten. Während daß der Dachshund zu ihm hinein will, wirft er immer mit den Füssen eine Menge Erde hinter sich, um seinem ungebetnen Gaste die Augen vollzustreun und ihm dadurch den Eingang zu verwehren. Aber dieser ist kein Narr, und läßt sich dadurch abhalten, er dringt vielmehr immer weiter vor, bis er da ist, wo er sein will.

Sind die Dachse außer der Höle, und wird ihnen der Zugang dazu abgeschnitten, so ist es freilich mehrentheils um sie geschehen, weil man sie dann von allen Seiten angreift. Kommen sie auf ihrer Flucht auf einen Berg oder Fels, so rollen sie sich geschwind wie ein Igel zusammen und kullern den Berg herab.

Im Winter lassen sie sich gar nicht sehen, sondern stecken beständig in ihrem Loche. Weil sie nun so wenig Strapatzen und keinen Kummer und Sorgen haben, so werden sie erstaunend fett; können auch allenfalls drei bis vier

Tage

Tage Hunger leiden, ohne daß es sie weiter ehr inkommodirt.

Aus ihrem Pelze macht man Jägertaschen und Ranzen ꝛc. ꝛc. Manche Leute sollen auch ihr Fleisch gutschmeckend finden. Ihr Fett ist bei verschiednen Zufällen eine sehr heilsame Arznei.

Sie lieben die gemäßigten Himmelsstriche, und halten sich gern in dicken Wäldern auf.

Dem Fuchse, der seine Höle nicht so gut machen kann, wie der Dachs, sticht das hübsche Logis manchmal in die Augen, und er neckt daher den trägen, schläfrigen Einwohner so lange, bis er von selbst endlich herausgeht, und sich ein neues gräbt. Der Fuchs macht sichs alsdann vollends nach seinem Geschmack zurecht. — Junge Dachse kann man zahm machen, aber die Alten nicht.

41.

Das Beutelthier (Beutelratze) ist in Amerika zu Hause, und ein recht merkwürdiges Thier. Denn es hat zwischen den Hinterfüssen einen Beutel, in den es seine Jungen, so lange sie noch klein sind, steckt, und sie da für allem Unfalle beschützt, nährt und pflegt. Es ist etwa so groß wie eine Katze, hat einen

Kopf fast wie ein Fuchs, einen Rüssel wie ein Schwein, und einen ziemlichen Schnurrbart dran. Der Schwanz ist lang und beinahe wie ein Rattenschwanz; der Rücken ist braunroth, und die Farbe des Bauchs weisgelb. Sie fressen gern Zuckerrohr, und lieben die Vögel, denen sie das Blut auszusaugen pflegen.

Der Beutel, als das merkwürdigste an dem Thier, sieht aus wie eine aufgeknöpfte Weste. Inwendig sind acht Zitzen, woran sich die nackten und blinden Jungen hängen und saugen. Ueberhaupt thut die Mutter gar sehr schön mit ihnen, sie leckt sie und trocknet sie wieder mit den Vorderpfoten; legt sie in die Sonne, spielt mit ihnen, steckt sie dann wieder in den Beutel, und sorgt mit aller Zärtlichkeit dafür, daß ja keines gedrückt werde. Sind sie aber erst so weit, daß sie sich ihre Nahrung selbst suchen können, so zeigt sie auch, daß sie keine Faullenzer aus ihnen ziehen will; dann jagt sie sie von sich weg, hält sich aber anfangs immer noch in der Nähe auf, um ihnen im Nothfall beizustehen.

Die Beutelthiere können gut klettern, und die Männchen besonders machen allerhand possierliche Sprünge wie die Affen. Ist ein Feind hinter ihnen her, so fallen sie plötzlich nieder,

nieder, stellen sich todt, lassen sich schneiden und stechen, ohne sich zu rühren, bis die Gefahr vorüber ist. Dann sehn sie sich schüchtern um, stehn auf und fliehen davon. Oefters hängen sie sich mit dem Schwanze an einen Ast und baumeln so herab. Man kann sie auch zähmen.

42.

Der Maulwurf, der sich im Sommer in unsern Gärten und Wiesen bekannt genug macht, ist ein kleines, niedliches Thierchen. Er hat einen aschgrauen Pelz, der sich wie Sammt anfühlen läßt, und von vornehmen Leuten als ein feines Futter in Winterkleidern getragen wird. Ferner hat der Maulwurf einen spitzigen Kopf und eine so feine Nase, daß er schon in ziemlicher Entfernung Regenwürmer und Insekten, wovon er sich nährt, wittert. Seine Ohren sind eben so gut, ob man gleich von außen nicht viel davon sieht. Und Augen hat er kaum wie ein Hirsekorn groß, und die liegen überdieß etwas versteckt, daher haben verschiedene Leute gemeint, er hätte gar keine; aber daran fehlts ihm nicht. Freilich mag er damit immer nicht so gut sehen als der Luchs, der Falke, oder ein anderer großer

Seher. Indeß das braucht er auch nicht, er ist am liebsten zwei bis drei Ellen tief in der Erde, und da sind keine Fenster. Seine Pfoten sehn aus wie Menschenhände, nur daß sie Krallen haben. Und mit einem kurzen Schwänzchen kann er auch noch aufwarten. Lockre Erde ist sein Element, da wohnt er am liebsten, denn da findet er brav Würmer, kann nach Herzenslust drinn herumwühlen und sich lustig machen. Daher wählt er sich so gern Gärten und Wiesen zu seinem Aufenthalt. Aber doch macht er uns auch manchen dummen Streich, wühlt die Erde heraus, reißt Blumen sammt den Wurzeln heraus, frißt öfters, wenn er einen Wurm an der Wurzel fressen will, diese zugleich mit, und macht besonders in Lustgärten große Verwüstungen. Sein Quartier legt er sich gern unter einem Baum oder einer Mauer an, damit ihm das Regenwasser nicht so bald hindringe, denn von der Näße ist er kein Freund, und wird sie ihm gar zu groß, so muß er ersaufen. Mit dem Sonnenschein kann er eben so wenig fertig werden, und läßt sich deswegen am hellen Mittage wenig sehn. Abends und Morgens, oder auch wohl gar in warmen Sommernächten pflegt er hervorzuspazieren, und

mit

mit seinem Rüssel die Haufen Erde herauszustoßen.

Da nun der Maulwurf so viel Unfug anrichtet, so lässet sichs leicht errathen, daß er gewaltig verfolgt werden wird. Man paßt ihm auf, wenn er so weit herauf kommt, daß man ihn unter der Erde kann fortlaufen sehn, und dann gräbt man geschwind um ihn herum, wirft ihn heraus, und giebt ihm eins auf den Kopf, daß er das Aufstehn vergißt. Oder man gräbt ihm in einen seiner Gänge einen inwendig glatten Topf, worin Regenwürmer sind. Läßt er sich nun den Appetit darnach ankommen, so fällt er hinein und kann nicht wieder heraus. Außerdem fängt man ihn auch noch in Schlingen.

Im Winter lebt er fort, denn an Nahrung fehlts ihm nicht, da es in der Erde immer genug Würmer giebt, nur logirt er sich dann etwas tiefer. Seine Lebenszeit sind fünf bis sechs Jahre, und seine Kinder jährlich vier bis fünf.

43.

Igel giebts zweierlei: Hundsigel und Schweinigel. Der Unterschied liegt blos in ihrem Kopfe. Der Hundsigel hat nämlich

eine Schnauze wie ein Hund, und der Schweinigel einen Rüssel wie ein Schwein. Uebrigens gleichen sie sich, sind alle beide stachlicht, wohnen in Löchern unter der Erde, in holen Bäumen, in dicken Sträuchen, und nähren sich von allerhand Obst, Gartengewächsen, Schnecken, Fröschen, Spinnen, Ratten und Mäusen.

Der Igel versteht die Kunst meisterhaft, sich so zusammenzurollen, daß man nichts von ihm als lauter Stacheln sieht. Wer ihm nun was anhaben will, der wird sich brav zerstechen, und doch nichts mit ihm ausrichten. So gehts den Hunden manchmal, wenn sie ihn zu hitzig verfolgen; sie stechen sich ihre ganze Nase blutig, und müssen ihn unversehrt liegen lassen. Außerdem hat er noch ein ander Vertheidigungsmittel. Er läßt nämlich sein Wasser von sich. Das stinkt so abscheulich, daß seine Feinde machen daß sie fortkommen. Hat ers aber mit dem Fuchse zu thun, so hilft dieses Desperationsmittel nicht viel. Der Fuchs, dem das Igelfleisch gut schmecken mag, macht sich aus dem Gestank nichts, sondern fängt nun auch an den Igel zu bewässern. Das kann nun dieser schlechterdings nicht aushalten (denn er kann gar

nichts

nichts nasses, am wenigsten von der Art vertragen), er rollt sich geschwind auf und will fort; aber da ist der Fuchs gleich hinterdrein, erwischt und frißt ihn.

Auf die Bäume steigt kein Igel, aber unten wälzt er sich auf den abgefallnen Birnen und Aepfeln herum, bis sie sich an seine Stacheln anspießen, und dann trägt er sich sie in sein Loch. — Den Tag über verhält er sich meistens ruhig in seinem Lager, dafür geht er aber Abends auf die Jagd. Zur Winterszeit schläft er in seinem Loch. Sein Fleisch ist eßbar; sein Fett giebt Arznei, und sein Fell Hecheln und Kratzbürsten.

44.

Das Stachelschwein kann sich weit mehr auf seine Stacheln einbilden als der Igel, denn des Igels seine sind nur kurz und dünn, aber des Stachelschweins stark und oft eine Elle lang. Uebrigens macht es eben den Gebrauch davon; es rollt sich nämlich zusammen, daß man rundherum nichts als scharfe, spitzige Stacheln sieht, und nun mag der Löwe oder Tiger kommen und es beschnüffeln, es kann ganz ruhig unter seiner stachlichten Schutzwehr bleiben, da es keiner angreifen kann, ohne

sich erbärmlich zu zerstechen. — Ehe es sich zusammenrollt, versucht es erst gelindere Mittel, um seinen Feind zu verjagen. Es fährt nämlich schnell auf, schüttelt sich, und macht ein groß Geklapper mit seinen Stacheln; ist sein Gegner aber dreist genung, um sich hieran nicht zu kehren, so zieht es sich endlich zusammen, und läßt sich von allen Seiten umdrehn, ohne daß man ihm was anhaben kann.

Es frißt Ratten und Mäuse, Schlangen und Eidexen, Wurzeln und Baumfrüchte. Auf den Schlangen und Eidexen wälzt es sich so lange herum, bis es sie zu tode gestochen hat, und dann frißt es sie auf.

Die wärmern Gegenden von Europa, Asien und Afrika sind sein Vaterland. Es ist etwa fünf Viertel einer Elle lang, hat kurze Füße mit Krallen besetzten Zehen, eine gespaltne Schnautze, runde Ohren. Die Stacheln sind weis und braun oder schwarz gefleckt. Mit ihren Zähnen können sie das stärkste Holz zernagen. Das Fleisch wird gegessen und aus den Stacheln macht man Zahnstocher.

45.

Der Hase ist uns allen wohl bekannt. Wenigstens weiß alle Welt wie er schmeckt

und wie willkommen einem Hungrigen ein guter Hasenbraten ist. Sollte es indeß Leute geben, die den Hasen nie anders als in der Schüssel gesehn haben, und meinen, er sähe auf dem Felde auch so aus, so dient ihnen freundlichst zur Nachricht, daß der Hase auf dem Felde und im Walde am obern Leibe grau, unten aber weis und gelblicht aussieht, daß er große, hervorstehende Augen, lange in in die Höhe gerichtete Ohren, ein dickes Maul, ein kurz Schwänzchen, kurze Vorderfüße und lange Hinterfüße habe.

Er frißt Kräuter, Kohl, Laub, Getraide, junge Saat, und wenn Noth an Mann kommt, auch Baumrinden. Wenns Glück gut ist, kann er jährlich funfzehn, auch wohl noch mehr Junge ziehn, indeß richtet eine lange anhaltende Kälte mit tiefem Schnee viele von den kleinen Kreaturen zu Grunde. — Des Tags über schläft und ruht alles was Hase heißt; sobald es aber anfängt dunkel zu werden, dann fangen sie an hervorzuspazieren; schwärmen die ganze Nacht herum, spielen miteinander, suchen sich Futter, und sobald es anfängt helle zu werden, da findet sich dann einer nach dem andern wieder in sein Lager ein, das in Sträuchern, Laub oder Vertiefungen

tiefungen auf dem Acker ist. Wer wie ein Hase schlafen will, muß mit ofnen Augen schlafen, und bei dem mindesten Geräusch munter sein können. Auf seine Augen darf der Hase eben nicht stolz sein, denn er sieht ziemlich schlecht, aber desto besser sind seine Ohren und Nase. Er hört das geringste Geräusch, und wittert seine Feinde von weitem, besonders wenn der Wind von ihnen auf ihn zukommt. Weil er nun dabei ein rechter furchtsamer Hase ist, so ist er in beständiger Unruh, ein fallendes Blatt jagt ihm zuweilen das größte Schrecken ein.

Die Hunde sind seine Erbfeinde, besonders die Windhunde, die ihn im Lauf einholen können. Da macht er denn allerhand Sprünge in die Queer, da und dorthin, um sich den Hunden zu entziehn, oder bückt sich, wenn sie nahe hinter ihm sind, schnell nieder, daß die Hunde über ihn wegsetzen und rettet sich unterdeß geschwind von der andern Seite und dergl. Das kann er nun alles zwar machen, wenn er mit einem Hunde zu thun hat; hat er aber zwei solche flüchtige Feinde hinter sich, so ist es ziemlich sicher aus mit ihm.

Sein Fell giebt ein gutes Pelzwerk, und die Hutmacher machen feine Hüte aus den

Haaren.

Haaren. Er lebt, wenn er nicht vor der Zeit umkommt, etwa sieben Jahre. Sein Vaterland ist — alle Welt.

46.

Das Kaninchen hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Hasen, nur ist es kleiner. Sonst aber kommt besonders das wilde Kaninchen, was auf dem Rücken auch grau aussicht wie der Hase, fast ganz mit diesem überein. Unter den zahmen giebts welche von allen Farben, weiße, schwarze, graue, braune, röthlichte, gefleckte u. s. w. So viel Kälte wie der Hase können sie nicht vertragen. Sie halten sich mehr in warmen Ländern als kalten auf, und wo ihnen der Wind zu kalt um die Nase pfeift, da kommen sie gar nicht hin. Sie machen sich ihre Wohnung unter der Erde, und verstecken sich dahin, wenn es ihnen oben nicht recht richtig scheint. Ueberhaupt bringen sie ihre meiste Zeit da zu. Da sie aber so gern miniren, und sich dabei erstaunend vermehren, indem ein Weibchen jährlich siebenmal, und wenigstens jedesmal vier Junge wirft — so machten sie ihre Lochmacherei unter der Erde manchmal so arg, und untergruben alles so sehr, daß sich die Obrigkeit ins

Mittel

Mittel schlagen und die unbescheidnen Gäste mit Gewalt vertreiben lassen mußte. — Manche Leute haben welche in Ställen, hegen sie, schlachten sie, wenn sie herangewachsen sind, essen sie, und verkaufen den schönen, sanften Balg dem Kirschner. Auch haben manchmal vornehme Herren in ihren Gärten einen Kaninchenberg, wo den Kaninchen ein kleiner Berg zu ihrer Disposition überlassen wird, und sie dafür die Pflicht auf sich haben, ihrem Herrn Vergnügen zu machen. Wenn das Weibchen hecken will, macht es sich in einem aparten Zimmer seiner Höle ein Lager von seinen weichsten Haaren; stopft die Thüre mit Moos zu, und wenn es heraus geht, verstopft es sie auch wieder, damit nicht etwa ein Wiesel, ein Hund, Katze oder sonst einer von ihren Feinden unterdeß hineinkriechen und ihren Kindern Leids zufügen möge. Die Nahrung ist wie des Hasens: Kräuter, Kohl, Getraide und dergl. — So furchtsam aber ist es nicht, als sein Bruder Hase.

47.

Der künstliche Biber ist der geschicklichste Baumeister unter den Thieren. Er wohnt in Amerika, Asien und Europa, und baut sich sein

sein Haus an die Ufer von Seen und Flüssen. — Doch vorher müssen wir ein bischen sehen wie er aussieht; der Biber ist, ohne seinen sonderbaren Schwanz, etwa anderthalb Ellen lang; sein Körper mit braunen Haaren bedeckt (doch giebts auch ganz schwarze, ganz weiße, und grau gefleckte Biber), die Vorderfüße haben fünf Finger, und scharfe Klauen — Die Hinterfüße stumpfe Klauen und sind mit einer Schwimmhaut versehen. Der Schwanz ist eine halbe Elle lang, in der Mitte ein Viertel einer Elle breit, wohl einen Zoll dick und mit Schuppen besetzt. Im Maule haben sie scharfe Schneidezähne, womit sie ziemlich starke Bäume in kurzer Zeit durchnagen können. Sie haben zweierlei Haare, lange, starke — und kurze, die so sanft und weich wie Seide sind, und zu feinen Hüten, Handschuhen, Strümpfen, die wir unter dem Namen Kastorhüte ꝛc. ꝛc. kennen, verbraucht werden.

Den Sommer über wohnen die Biber in den Wäldern, und leben von Baumrinden, Knospen und Blättern. Wirds aber kalt, so ziehn sie zusammen ans Ufer, wo sie entweder ihre alten Häuser noch antreffen, oder wenn keine da sind, sich neue bauen. Und das geht

so

so zu: es vereinigt sich nämlich immer eine ganze Gesellschaft zu einem solchen Bau, und es ist wunderbar, wie sie einander helfen, wie einer dies, der andre jenes thut. Sind sie erst über den Ort, wo das Haus stehen soll, einig geworden, so gehen sie in den Wald und fällen Holz, indem sie die Stämme unten rundherum durchnagen, sich aber wohl hüten, daß sie der Baum nicht erschlägt. Haben sie so viel Stämme, als sie brauchen, niedergesägt, so nagen sie sie wieder an verschiednen Orten durch, und machen so lange Klötzer daraus, spalten sie auch wohl gar und schleppen sie dann mit ihren Zähnen ans Ufer.

Ist alles Bauholz am bestimmten Orte, so geht der Bau los. Zuerst machen sie einen Damm, und dieß thun sie, indem sie Pfähle zurechtbeißen, diese dicht nebeneinander einrammeln, die Oefnungen mit Zweigen durchflechten, mit Erde, Leimen und Moos, auch Steinen alles fest verstopfen, mit ihren breiten Schwänzen, die sie wie die Mauerkellen brauchen, den Leimen anwerfen und festschlagen, und mit alle dem so lange fortfahren, bis ein dicker, starker Damm fest da steht. Alsdann wird das erste Stockwerk aufgesetzt, dann das zweite. Bis dahin haben alle gemeinschaft-

meinschaftlich geholfen, um das Haus zu Stande zu bringen, ists aber erst so weit, so fängt dann jeder an, sich für sich sein Zimmer apart zurecht zu machen und es mit Heu und Moos auszutapezieren, damit die Kinder, die sich etwa einfinden möchten, nicht hart liegen sollen. Das Dach des Hauses wird mit Rasen, Zweigen und allerhand Sachen belegt, die es warm halten, und zugleich unkenntlich machen sollen: die Hausthüre ist unter dem Wasser, doch pflegen sie wohl noch eine Hinterthüre, die aufs Land geht, zu haben.

Rückt der Herbst heran, so gehn sie aus, um Vorrath für den Winter zu sammeln, und tragen sich Zweige, Baumrinde, Laub und dergl. ein, stecken es unters Wasser, um es einiger Maaßen frisch zu erhalten — und zehren so lange davon, bis der Frühling ihnen wieder was bessers beschert. Ihre Wohnung halten sie sich sehr nett und reinlich, und manche schmutzige Kinder, die alles, was sie anrühren, vollsudeln, und deren Kleider immer über und über voll Flecke sind, könnten viel von ihnen lernen.

Sieht einer von ihnen einen Jäger kommen, so schlägt er mit seinem platten Schwanze aufs Wasser, und giebt dadurch das Zeichen

zu einer allgemeinen Flucht. Und alles, Groß und Klein, fährt dann so tief unters Wasser, daß man nicht eine Spur von ihnen sieht. Unter dem Schwanze hat der Biber in einem Beutel eine ölichte Feuchtigkeit, womit er sich von Zeit zu Zeit seine Haare bestreicht, damit ihm das Wasser nicht auf die Haut dringe. Diese Materie heißt Bibergeil und wird in den Apotheken gebraucht. — Ihr Fleisch wird gegessen; sie leben etwa funfzehn Jahr, und schenken der Welt jährlich zwei bis drei Junge.

48.

Die Farbe der Meerschweinchen ist sehr verschieden. Sie sind entweder ganz roth, oder rothgelb, oder roth und weiß, auch schwarz gefleckt. Es sind niedliche Thierchen. Sie haben die Größe eines Eichhörnchens, sehen dabei aus, wie ein Schwein; grunzen auch so. — Freilich ist dieß Grunzen etwas feiner, als unsre Schweine gewöhnlich zu grunzen pflegen. Den Schwanz hat ihm die Natur versagt. Die Haare sind sanft. Die Augen nach Verhältniß groß, braun und hervorstehend.

Sie

Sie waschen sich beständig, um nur immer hübsch nett und reinlich zu sein. Sie lassen sich gut zähmen, und gut mit sich umgehen. Untereinander haben sie sich sehr lieb, sind gern bey einander, und grunzen sich nach ihrer Art immer Freundschaftsversicherungen zu. Wenn das Männchen schläft, wacht das Weibchen, schläft das Weibchen, so hält das Männchen Wache. Sie machen oft Männchen, wie die Hasen, um sich desto besser umzusehen.

Ihre Nahrung ist Obst, allerlei Gemüße, Brod, Mehl ꝛc. Meerschweinchen heißen sie: weil man sie zuerst aus Amerika übers Meer zu uns gebracht hat. — Ihr Fleisch soll gut schmecken.

49.

Der Lemming oder die nordische Bergmaus, mag immer, was das Wunderbare an ihr betrifft, unter den Mäusen einen der vornehmsten Plätze einnehmen. Ihre Farbe ist gelblicht, auch röthlicht, gefleckt und gestreift. Sie hat nicht nur die Größe eines Maulwurfs; sondern auch noch dieß mit ihm gleich, daß sie auch in Hölen in der Erde unter aufgeworfnen Haufen lebt. Gras und

Moos ist ihre Nahrung, und ihr Vaterland die lappländischen und norwegischen Gebirge.

Da bleiben sie aber nicht immer, sondern wenn ihrer zu viel werden, da sie sich stark vermehren, — so entschließt sich ein Heer von vielen Tausenden, in die Fremde zu wandern, und da ihre Nahrung zu suchen. Diesen wunderbaren Zug treten sie dann also an, und zwar so regelmäßig, als wohl kaum eine Armee von Soldaten, marschieren kann. Sie formieren nämlich ordentliche Glieder, Kolonnen und Trupps, und marschieren dann immer in grader Linie gegen das Meer zu, fort, und lassen sich durch nichts abhalten, ihre grade Linie zu unterbrechen. Steht ein Holzhaufen im Wege, so klettern sie entweder darüber weg, oder kriechen durch; — durch einen Heuhaufen fressen sie sich entweder eine Oeffnung, oder ziehn drüber weg. Kommen sie an Seen und Flüsse, so gehts in der nämlichen Ordnung immer durch, und wenn sie auch durch den reißendsten Strom schwimmen, und Tausende ihr Leben dabey einbüßen müßten, sie bleiben doch ihrer geraden Linie getreu. Selbst den Schiffen weichen sie nicht aus, sondern klettern auf einer Seite hinein, und auf der andern wieder heraus.

Da

Da nun ein so zahlreiches Heer auf einen so mühsamen Marsche natürlich oft hungrig wird, so verbreiten sie allenthalben Verwüstung, wo sie hinkommen. Ganze Saatfelder worüber sie ziehn, sind abgefressen, und da ihre Anzahl so ungeheuer groß ist, so hilft kein todtschlagen, todtreten, und da die armen Norweger sich dabei gar nicht zu helfen wissen, und eben so wenig einsehen, wo diese Verwüster auf einmal herkommen, so glauben sie, der liebe Gott ließe sie ihnen zur Strafe vom Himmel regnen.

Von den Lemmings kommen viel Tausend ums Leben. Viele Tausende ersaufen, viele Tausende werden mit Prügeln erschlagen, viele Tausende von Bären, Füchsen, Mardern rc. gefressen. Dieses letzten Umstands wegen, haben die Nordländer dann immer, wenn der Lemming reiset, eine gute Jagd von Füchsen, Bären, Hermelinen rc. zu erwarten, weil diese Thiere der Bergmaus, die ihnen ein angenehmer Braten ist, auf dem Fuße nachfolgen.

Die Lemmings sind nicht furchtsam, bellen wie die Hunde, wenn ihnen jemand nahe kommt; beißen in die Prügel, wenn man nach ihnen schlägt. — Die Hunde sind auch

ihre Feinde, beißen sie todt, und fressen aber nur den Kopf. Bekommen die Bergmäuse unterweges Junge, so nehmen sie eins ins Maul, das andere auf den Rücken, und marschieren weiter.

50.

Das Murmelthier ist in der Schweitz, Tyrol und Oberitalien auf den hohen Gebirgen, und besonders den Alpen zu Hause. Es hat die Größe einer Katze, röthliche Haare, und was seine äußere Gestalt betrifft, viel von der Figur eines Bären. Seine Nahrung besteht in Wurzeln, Kräutern und einigen Insekten, und wenn man es zahm macht, kann man es nicht besser traktiren als mit einer Schüssel voll Milch. Wenn es ihm nun da recht gut schmeckt, so fängt es aus Herzensgrunde an zu knurren oder zu murmeln, und davon haben ihm die Leute den Namen Murmelthier gegeben.

Es ist ein sehr gelehriges Thierchen. Es lernt allerhand Kunststücke, z. E. tanzen, allerhand Sprünge machen ꝛc. ꝛc. Das machen sich die armen Savoyardenjungen sehr zu Nutze, packen sich ein solch abgerichtetes Murmelthier in ein Kästchen, schnallen sichs

auf

auf den Rücken, gehn damit an fremde Orte und lassen es vor jedem seine Sprünge machen, der ihnen ein Paar Dreier geben will.

Die Murmelthiere leben in Hölen unter der Erde, legen sich da verschiedene Abtheilungen oder Zimmer an, und füttern sie mit Heu aus, damit sie hübsch weich und bequem liegen mögen. Den Sommer über sind sie lustig und guter Dinge, wenns aber kalt wird, kriechen sie in ihr Loch, und zwar immer einige miteinander, machen sich die Hausthür fest zu, rollen sich zusammen, werden starr und schlafen in einem Stücke weg, bis sie merken, daß es wieder warm wird. Aus diesem Schlafe kann sie nichts aufwecken, stoßen und prügeln, stechen und brennen, das alles hilft nichts, sie schlafen immerzu. Das heiß ich schlafen!

Sie fressen, wie die Eichhörnchen, in aufrechter Stellung, indem sie, was sie haben, mit den Vorderpfoten zum Maule bringen. Aus ihren Fellen macht man allerhand, z. B. Muffen, Ranzen u. s. w. und die armen Leute, die nichts bessers haben, essen auch ihr Fleisch, es soll aber nicht zum besten schmecken. Ihre Jungen haben die Murmelthiere sehr lieb,

und die Mutter besonders ist immer mütterlich für sie besorgt.

51.

Der Hamster, der berüchtigte Getraidedieb, ist so groß, als ein junges Kaninchen. Er hat einen ziemlich feinen Pelz, den man gut brauchen kann. Die Farbe ist unten schwarz, oben dunkelroth. Das Schwänzchen kurz. Er frißt alle Arten von Getraide, und hat er das nicht, auch Pflanzen und Kräuter. Sein Vaterland ist ziemlich ausgebreitet, besonders aber beweist er in Thüringen seine diebische Gegenwart.

An beiden Backen hat er große Taschen, und in jeder kann er eine Handvoll Körner forttragen. Wenn nun das Getraide anfängt zu reifen: so geht er aus, und zwar in der Nacht, damit ihn niemand ertappen soll, steckt sich seine Taschen voll, trägt sich alles in sein Loch, was einige Ellen tief unter der Erde geht, und legt sich da ein Magazin an, wovon er im Herbste, wenn die Felder leer sind, bis zu seinem Winterschlaf, und nach seinem Erwachen, bis zum Frühlinge, wo es Kräuter giebt, lebt. Seine Höle hat vielerlei Ausgänge. So viel ihrer aber auch beisammen leben

leben mögen: so hat doch jeder sein besonders Zimmer, und jeder seine Vorrathskammer für sich, woraus keiner dem andern was giebt.

Da nun einer wohl einige Metzen zusammenschleppt, und solche Burschen, wo sie recht zu Hause sind, mit den Feldern gar garstig umgehen: so läßt sichs begreifen, daß sie sehr verfolgt werden müssen. Und das geschieht auch. Viel tausend werden todtgeschlagen; zum theil erwürgen sie sich untereinander selbst; vielen wird nachgegraben, das Magazin weggenommen, und der Hausherr mit seiner Familie niedergemacht. Aber sie trotzen allen Verfolgungen, und sind deswegen doch noch immer in der größten Menge da. Ein einziges Paar zieht oft ein ganz Dutzend Kinder, und da sie sechs Jahr alt werden, so kann man wohl einsehen, daß sie auf diese Art noch nicht bald aussterben werden. Das Fleisch ist eßbar.

52.

Mit den Ratten oder Ratzen läßt sich nicht gut auskommen. Denn sie fressen uns unser Getraide auf den Schüttböden, wenn sie hinkommen können; sind auch damit noch nicht einmal zufrieden, sondern wälzen sich noch

dazu in den Körnern herum, bis eine Menge zwischen den Haaren steckt, laufen damit in ihr Loch, schütteln sich ab, und kommen wieder, um mehr zu holen. Sie zernagen alles, woran sie was Fettes riechen, und verderben Pferdegeschirr, Riemen an Wagen, und können sie in einen Keller, Gewölbe oder Speiseschrank kommen, dann lassen sie sich Speck, Butter, Käse ꝛc. ꝛc. so lange schmecken, als sie nur noch was hinunter bringen. Selbst Kleider, Bücher, Papier und Holz ist vor diesen Unholden nicht sicher, sie probieren ihre Zähne an allem. Ihr Logis schlagen sie in Ställen, Kellern, Scheuern, Heuböden, Schiffen, unter den Dielen, und manchmal auch hinter alten Tapeten auf.

Da pflegen sie mit großem Lärm hin und her zu rennen, und da sie sich ziemlich stark vermehren, so machen sie manchmal kein geringes Spektakel.

Nicht alle Katzen greifen Ratten an, und wenn dann die übrigen Mittel, als Gift und Fallen, auch noch unwirksam sind; so nimmt das ehrsame Rattenvolk so überhand, und wird dabei so dreist, daß sie ohne Scheu über Betten, Stühle und Bänke, und manchmal den Menschen unter den Füßen weglaufen.

Die

Die meisten sind grau und schwärzlich, doch giebts auch weiße. Eine Art von Ratten, die aber etwas größer sind als die gewöhnlichen, halten sich blos an den Ufern der Flüsse, Teiche und Seen auf, leben von Fischen, Krebsen, und was sie sonst noch Guts im Wasser finden, können nach Belieben schwimmen und untertauchen und heißen Wasserratten.

53.

Die Mäuse benaschen uns zwar auch alles, was sie finden, Butter, Brod, Käse, Speck, Milch, Mehl und dergl. Aber so grob, wie die Ratten, machen sie es doch nicht. Und da sie viel kleiner, und auch lange nicht so unverschämt sind, wie jene, so kann man sie auch leichter los werden. Man setzt ihnen, wenn sie anfangen, zu zudringlich zu sein, Gift; stellt ihnen Fallen, oder, was das beste ist, schickt ihnen eine gute Mausekatze über den Hals. Diese Mittel zusammengenommen, könnens so ernstlich mit den Mäusen machen, daß in kurzer Zeit keine mehr zu sehn ist.

Bey Tage lassen sie sich nicht viel sehn, sondern stecken meistens in ihren Löchern; kommen, wenn sie was zu naschen merken, schüchtern

tern hervor, fahren aber bei dem geringsten Geräusche schnell wieder in ihren Schlupfwinkel. — Gewöhnlich sind sie grau, doch giebts auch weiße Mäuse.

Außer dieser gewöhnlichen Hausmaus findet man noch verschiedene andre Arten unter dem Mäusegeschlecht.

Die Waldmaus wohnt immer im Walde, ist größer als die gewöhnliche und frißt Haselnüsse — Eicheln ꝛc. ꝛc.

Die Haselmaus wohnt auch in Wäldern, ist aber nur so groß wie die gemeine Maus. Sie liest sich Nüsse und Eicheln auf, und was sie nicht gleich verzehrt, verscharrt sie sich.

Die Feldmaus, die sich unsern Landwirthen schon so oft schrecklich gemacht hat. Sie wohnt auf den Feldern und Wiesen, frißt die Wurzeln des Getraides ab, und da sich diese Mäuse erstaunlich schnell vermehren, alle fressen wollen, und man ihnen in ihren Löchern nicht beikommen kann: so richten sie oft ganze Felder zu Grunde, werden, wenn sie zu sehr überhand nehmen, zu einer empfindlichen Landplage und können sogar Theurung verursachen.

Die Spitzmaus ist die kleinste Maus, hat beinahe die Figur eines Maulwurfs, wohnt in

Misthaufen, Ställen und Heuböden, und frißt Getraide, stinkendes Fleisch rc. rc.

Eine Art von Spitzmaus hält sich am Wasser auf, kann schwimmen und untertauchen; frißt Fische rc. und ist etwas größer als jene.

Die fliegende Maus wohnt in Amerika, hat einen langen, zottigten Schwanz, und vermittelst der Haut, die sich vom Halse an ausdehnt, und gleichsam wie ein Tuch bis an alle vier Füße gespannt ist, kann sich das Thier in der Luft fortschleudern und fliegen.

54.

Das muntre, flinke Eichhörnchen ist in den Tannen= Buch= und Eichwäldern zu Hause, sieht röthlich aus, doch giebts auch streifigte, graue und schwarze; hat die Größe eines Wieselchens, sehr scharfe Zähne, einen langen, buschichten Schwanz, und frißt Eicheln, Buchecken, Nüsse und andre dergleichen Dinge.

Es wohnt immer in den Wäldern, macht sich sein Lager in hole Bäume, kann mit vieler Geschicklichkeit von einem Baum zum andern springen, ohne daß es fällt, und ehe man sichs versieht, ist es einem aus den Augen. Daher sind die Alten schwer zu fangen;

aber ein Junges, was in alle den Künsten noch nicht geübt ist, kann man eher haben.

Das pflegen sich dann auch manche Leute zu Nutze zu machen. Sie nehmen es nämlich mit nach Hause, legen es an ein dünnes Kettchen, machen ihm ein kleines Häuschen und füttern es. Da wird es dann sehr zahm, nimmt bekannten Personen Nüsse aus den Händen, nimmt sie in die Vorderpfoten, setzt sich auf die Hinterfüße, legt den Schwanz den Rücken herauf, bis über den Kopf, beißt die Nuß entzwei und holt sich den Kern heraus. Dieß ist die gewöhnliche Stellung der Eichhörnchen, wenn sie fressen. Mit ihren Zähnen aber ist nicht viel zu spaßen, denn wenn sie böse werden: so beißen sie einem den Finger durch und durch. Sie sind gut haushälterisch. Den Sommer über legen sie sich ein Magazin von Eicheln, Nüssen 2c. 2c. in einem holen Baume an, und wenn dann der Winter kommt, wo es sonst nicht viel zu beißen giebt, so gehn sie in ihre Vorrathskammer und lassen sichs schmecken.

Außer diesem Eichhörnchen, was bei uns bekannt ist, giebt es noch verschiedene andre Arten. Manche sind kleiner, manche grösser. Das merkwürdigste von den Ausländern

dern ist wohl das fliegende Eichhörnchen. Es hat nämlich auf beiden Seiten eine Haut, die es ausdehnt, und womit es sich in der Luft eine ziemliche Strecke fortschleudern kann. Doch kann es nicht ordentlich fliegen, und eben so wenig in die Höhe flattern. Diese Art wohnt in den nordlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika.

Man ißt das Fleisch der Eichhörnchen, und das Fellchen giebt ein gutes Pelzwerk. Deswegen werden sie auch geschossen. Aus den Haaren macht man Malerpinsel.

55.

Die Fledermaus ist ein Mittelding zwischen Thier und Vogel, und macht eben, weil sie nichts Ganzes ist, unter keinem die beste Figur. — Unsre gewöhnlichen Fledermäuse, die im Sommer Abends herumflattern, sind etwa so groß wie unsre Hausmäuse, und sehn ihnen auch sonst viel ähnlich, nur daß sie an ihren Vorderbeinen eine dünne, ausgespannte Haut haben, mit der sie so ziemlich gut fliegen können. Doch bleiben sie immer der Erde nah, denn sich hoch zu erheben, das ist ihre Sache nicht.

In

In Rauchkammern, Schornsteinen, und an Orten, wo Speck zu haben ist, befinden sie sich sehr wohl, denn dieser gehört unter ihre Delikatessen. Sonst fangen sie auch Fliegen, Mücken und andre Insekten und speisen sie. Indeß werden auch sie dafür wieder von den Eulen verfolgt, die sehr gern einen Fledermausbraten zu sich nehmen.

Bei Tage stecken die Fledermäuse in ihren Löchern zwischen alten Brettern und dergl., aber sobald es dunkel wird, beehren sie uns mit ihrer angenehmen Gegenwart. Des Winters schlafen sie in großen Klumpen beisammen, und wenn sie die Wärme des Frühlings wieder durchdringt, erwachen sie und kommen hervor.

56.

Unter den mancherlei Arten von Fledermäusen zeichnet sich der **Vampir** oder **fliegende Hund** ganz besonders aus. Er ist nicht nur die größte; sondern richtet auch den meisten Schaden an. Er ist so groß als ein Eichhörnchen, hat einen Kopf wie ein Hund, und ist mit ausgespannten Flügeln gegen anderthalb Ellen breit. In Ostindien und Amerika soll es ihrer eine solche große Menge geben,

ben, daß sie Abends, wenn sie angeflogen kommen, eine ordentliche Art von Finsterniß verursachen. Des Tags über stecken sie in holen Bäumen, oder hängen sich wie Klumpen an die Aeste. Gegen Untergang der Sonne aber, beginnen sie ihren Ausflug, und dann hat sich jeder in Acht zu nehmen, der nicht eine tüchtige Aderlässe davon tragen will. „Eine Aderlässe?“ — Ja, ja eine Aderlässe.

Wenn sich in jenen heißen Gegenden, die Menschen am Abend, die Kühle behagen lassen; sich in das erfrischende Grün hinlegen und einschlafen; so kommt der **Vampir**, der das merkt, schleicht herbei, und leckt dem Menschen mit seiner scharfen Zunge eine Ader auf, trinkt das Blut, und geht nicht eher weg, als bis er dick und voll ist. Macht er nun das Ding zu grob, so erwachen die Menschen oft noch zu rechter Zeit. Meistens aber weiß ers schon so einzurichten, daß sie nichts merken, und erst wenn sie der Schlaf verläßt, gewahr werden, daß ein solcher Chirurgus bei ihnen gewesen ist. Hat der Schlafende mäßig geblutet: i nun so kann ers allenfalls für eine gewöhnliche Aderlässe annehmen. Ist der Blutverlust aber zu groß: so ist gemeinig-

lich eine starke Ohnmacht und zuweilen eine tödtliche Krankheit die Folge. Mit schlafenden Ochsen, Kühen ꝛc. macht der unartige Vampir das nehmliche Experiment.

Sonst besteht seine Nahrung auch noch in Baumfrüchten. — Seine Jungen läßt er an seinen zwo Brüsten saugen und füttert sie so lange, bis sie sich selbst forthelfen können.

57.

Das Kameel ist den Arabern, Aegyptiern, Persern eben das, und fast noch mehr, als uns das Pferd ist. Die brennende Hitze, das Waten in halb glühendem Sande, und den Wassermangel dabey, würde kein Pferd lange aushalten. Aber das Kameel ist ganz dazu geschaffen, und leistet daher den Bewohnern jener Länder, die vortreflichsten Dienste. Es ist gegen viertehalb Ellen hoch, hat lange Beine, einen langen Hals, kurzen Schwanz, und eine oder auch zwei Erhebungen oder Höcker auf dem Rücken, die mit buschigten Haaren bewachsen sind, und dadurch noch größer scheinen, als sie wirklich sind. Die Farbe der Kameele ist aschgrau oder braungrau. Sie können mit großer Bequemlichkeit zwölf Meilen des Tages machen, ohne daß sie müde

werden

werden, und man braucht weder Sporn noch Peitsche bei ihnen. Doch aber gehts weit rascher, wenn man ihnen was lustiges vorpfeift oder vorsingt, denn die Musik ist ihr Leben.

Ein gesundes, starkes Kameel trägt eine Last von zwölf bis funfzehenhundert Pfunden. Keins aber läßt sich mehr aufpacken als es tragen kann. Wenn man ihnen ihre Last auflegt, so fallen sie auf die Knie, und stehn wieder auf, so bald sie ihre Bürde haben. Will man ihnen aber zu viel aufbürden: so fangen sie an zu schreien, und kläglich zu thun, stehn auch nicht eher auf, bis man sie erleichtert hat, man mag sie prügeln und stoßen, wie man will.

Ihre Nahrung ist eben nicht die kostbarste. Mit Disteln, Nesseln, Reisern und so was begnügen sie sich. Da sie aber Märsche machen müssen, wo sie unter langer Zeit öfters nicht einen Tropfen Wasser zu sehen bekommen: so hat der liebe Gott dafür gesorgt, und ihren innern Bau so gemacht, daß sie, wenn sie einmal trinken, sich auf vierzehn Tage satt trinken können. Sie haben nehmlich, in ihrem weiten Magen vier Behälter oder Abtheilungen, wo das Wasser frisch erhalten, und der übrige Körper davon erquickt wird. Aber

eben diese, für sie sonst so heilsame Einrichtung, kostet sie doch manchmal das Leben. Wenn sie mit ihren Herrn so eine Reise durch eine heiße Sandwüste thun; wenn diese nichts mehr haben, womit sie den unerträglichsten Durst stillen könnten; rund umher nicht eine Spur von einer Quelle sehn, und Gefahr laufen zu verschmachten: so packen sie endlich ein Kameel ab, schlachten es, schneiden ihm den Bauch auf, und trinken das Wasser, was das Kameel ganz frisch in seinem Magen aufbehalten hat. Gewöhnlich tragen die Kameele außer ihrer Last noch einen Reisenden, der ihnen auf dem Halse sitzt. Sie sind folgsam und friedlich und thun ihres Herrn Willen gern.

Man unterscheidet besonders zwei Arten unter ihnen, nehmlich: das Trampelthier welches zwei Höcker auf dem Rücken hat, und den Dromedar mit einem Höcker. Letzterer kann noch weit schneller laufen als das Erste. Ihr Fleisch wird gegessen, und von der Milch macht man auch Gebrauch. Alle Jahre fallen ihnen die Haare aus, da sie fast ganz kahl werden.

Ein mit den Kameelen sehr verwandtes Thier ist das Glama, Lhama oder Schaafkameel. Es wohnt im südlichen Amerika; ist

lange

lange nicht so groß, wie ein gewöhnliches Kameel, trägt auch lange nicht so viel. Die Kälte hält es nicht aus. Sonst ist es auch ein sehr nützliches Thier. Die Peruaner essen sein Fleisch, und brauchen das Fell. Gegen seine Feinde vertheidigt es sich mit beißenden und stinkenden Feuchtigkeiten, die es aus dem Maule auf sie losspritzt.

58.

Das **Bisamthier** oder Moschus, ist in dem Bau des Körpers dem Reh viel ähnlich, und wohnt in China und der Tartarei. Die Chineser nennen es Hiam Chamsu, das heist: ein wohlriechendes Reh. Und diesen Namen verdient es deswegen, weil es unten am Hinterleibe einen Beutel hat, worinn sich eine Materie befindet, die bräunlicht und beinahe wie geronnen Blut aussieht, und einen außerordentlichen durchdringenden Geruch hat. Diese Materie nun heißt der Bisam, und liegt in der Form glänzender Körner im Beutel. Sie incommodirt das Thier öfters sehr. Daher reibt es sich dann an Steinen und Bäumen, bis sie herausfällt.

Wer Bisam sammlen will, kann sich nur ja bei Zeiten Mund und Nase zustopfen, denn

der Geruch davon ist so stark, daß es schon bei einer geringen Menge schlechterdings nicht auszuhalten ist. Er wird in der Apotheke sehr gebraucht, und thut bei tiefen Ohnmachten oft gute Wirkung.

59.

Der schlanke, flüchtige Hirsch wohnt fast allenthalben wo er dicke Wälder findet, und sich verstecken kann. Seine Nahrung ist, Gras, Moos, Baumblätter, die Rinde von Bäumen und vorzüglich die Saat, wo es dann mancher Landmann mit Schrecken sieht, was er auf seinem Felde für einen Gast gehabt hat.

Die Hirsche haben braunrothe Haare. Ihre Größe ist gar nicht gleich. Mancher ist fast so hoch, als ein Pferd, aber weit schlanker und nicht so lang. Mancher ist auch wieder viel kleiner. Die Füße sind recht zum schnellen Laufen eingerichtet, denn sie sind sehr dünn. Der Hals ist lang, und auf dem Kopfe trägt er ästige Hörner, die bei ihm Geweihe heißen. Dieses Geweih aber bringt er nicht mit auf die Welt, sondern es fängt erst im zweiten Jahre an, gleich ein Paar Zacken hervorzusprossen.

Ein Jahr später fällt ihm dieses ab, und es wächst ihm dafür schon eins mit zwei Enden. Und so verliert ers alle Jahr, und das neue bekommt immer mehr Enden. Will man daher wissen, wie alt ein Hirsch sei: so braucht man nur die Enden an seinem Geweih zu zählen; so viel Enden, so viel Jahre, es trift so ziemlich ein. Doch kann man keinen Eid drauf ablegen, weil manchmal in einem Jahre zwei Enden anstatt einem dazu wachsen. Wenn der Hirsch das alte Geweih verloren hat, und das neue hervorkommt: so ist dieses noch sehr weich und thut ihm sehr weh, wenn er sich daran stößt. Daher schont er sich dann merklich. Ists aber erst groß gewachsen und hart geworden, so hat er das nicht mehr nöthig. Im Laufen legt er es weit zurück auf dem Rücken, damit es ihn, besonders im Gebüsche, nicht hindere.

Der Hirsch wird sehr verfolgt, und auf den Parforcejagden geht man gar oft grausam mit ihm um. Die Hirschjagd haben sich die großen Herrn besonders vorbehalten, und ehedem standen die härtesten Strafen darauf, wenn sich Jemand unterstand, in ein solch Gehege zu gehen und etwas zu schießen. So ein Unglücklicher wurde zuweilen auf einen

lebendigen Hirsch geschmiedet, und der Hirsch dann losgelassen. Weil dem Thiere nun dies ungewohnt und unerträglich war: so wurde es fast wütend, raßte mit seinem Reuter durch dick und dünn, über Stock und Stein, um seine Bürde los zu werden, und mehrentheils war der Erfolg; daß beide umkamen. Jezt hat man diese barbarische Gewohnheit abgeschaft.

Das Weibchen vom Hirsch hat kein Geweih, und heißt Hirschkuh, Hündin oder Thier grade weg. Ein junger Hirsch heißt im ersten Jahre Hirschkalb, im zweiten Schmalthier. Vom Alter des Hirsches hat man viel gefabelt, und manche Leute haben geglaubt, er lebe etliche hundert Jahr. Aber er bringt sein Alter höchstens auf vierzig bis funfzig.

Das Fleisch ist unter dem Namen roth Wildpret bekannt genug, und wird auf den vornehmsten Tafeln gegessen. Außerdem kann man seine Haut gut brauchen. Sie ist sehr fest, und es werden Beinkleider, Handschuhe 2c. daraus gemacht. Aus dem Geweih macht man Schalen zu Messern, Gabeln, Hirschfängern, und in der Apotheke wird es zurecht gemacht, und unter dem Namen prä-

parirt Hirschhorn verkauft. Sogar seine Thränen sind nützlich. Diese bestehen nehmlich in einer schwärzlichten Materie, welche an den Augen hervorquillt, hart wird, und dann Hirschbezoar heißt.

60.

An Lebensart, Bau und Nutzen kommt das Elendthier dem Hirsche sehr gleich. Es lebt in den nördlichen Ländern, frißt Gras, Moos, Baumrinden rc. hat graubraune, borstenähnliche Haare, ein sehr breites, aber nicht hohes Geweih, hat eben so dünne Füße wie der Hirsch, ist aber größer und länger.

Diese Thiere haben einen außerordentlich feinen Geruch, und wittern daher den Jäger schon von fern: Das macht es schwer, sie zu fangen, oder zu schießen, denn eine Flintenkugel, die schon weit gegangen ist, und also ihre ganze erste Gewalt nicht mehr hat, dringt durch ihre dicke Haut nicht einmal durch. — Sie leben sehr gesellschaftlich, wo eins hingeht, da folgen die andern gemeiniglich nach, und sind so schnell, daß es nur ein Spaß für sie ist, dreißig Meilen in einem Tage zu laufen. Zuweilen läßt sichs der Wolf einfallen, ein Elendthier anzugreifen;

aber da kommt er mehrentheils schön an. Das Elendthier postirt sich nur, und wenn sich ihm der Wolf dann nähert, so giebt es ihm mit einem Fuße eine Maulschelle, daß er lange Zeit das Aufstehen vergißt. Allein der Vielfraß erwürget es eben so gut, wie er das Rennthier erwürgt.

Man hat erzählt, das Elendthier bekäme manchmal die fallende Sucht — und das hätte ihm auch seinen Namen gegeben. Es haben aber Leute, die die Sache untersucht haben, nichts davon gemerkt. Seine Haut und sein Fleisch werden eben so gebraucht, wie des Hirsches seine. Nur ist die Haut noch weit fester (denn wenn sie zubereitet ist, prallen alle Flintenkugeln davon ab) und das Fleisch ist schwer zu verdauen. — Es läßt sich leicht zähmen.

61.

Der Kameelopardер hat seinen Namen davon, daß er einen langen Hals, wie das Kameel hat, und daß er gefleckt ist, wie der Parder. Sonst heißt er auch noch Giraffe, und ist ein sehr sonderbares Thier. Der Kameeloparder hat erstaunend lange Vorderfüße, und desto kürzere Hinterfüße. Daher siehts

fast

fast aus, als hätte man ihm ein Stück von den Hinterfüßen abgehauen. Die Vorderfüße sind allein vier Ellen hoch, und machen das Thier schon sehr groß. Dazu kommt nun aber noch der Hals, der auch gegen viertehalb Ellen lang ist. Es ist also wenn es steht, ziemlich acht Ellen hoch; kann, ohne sich zu incommodiren die Blätter an den Bäumen fressen; aber wenn es im Grase weiden oder trinken will, muß es niederknien.

Es hat zwei kurze Hörner am Kopfe; einen kurzen am Ende mit einem Büschel Haare besetzten Schwanz; ist friedlich und furchtsam und wohnt im innern Afrika.

62.

Wer gern einmal recht schnell Schlitten fahren will, der muß nach Lappland reisen, und sich da ein **Rennthier** einspannen lassen. Da gehts dreißig Meilen in einem Tage, ohne still zu halten. Aber da muß einer alle seine Pelze mitnehmen, denn es ist dort fürchterlich kalt. Ja, werdet ihr nun wohl denken, lieben Kinder „es wäre ja besser wir ließen die Rennthiere zu uns kommen, und führen hier bei uns.“ Freilich wohl, aber dazu haben wieder die Rennthiere keine Lust, sie lieben die

Kälte

Kälte über alles und bei uns ist es ihnen noch viel zu warm. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß sie bald sterben, wenn sie wohin kommen, wo es nicht so kalt ist als in Lappland und den andern nördlichen Ländern von Europa, Asia und Amerika, wo ihr Vaterland ist. Das Rennthier ist etwas kleiner, als der Hirsch, ihm aber übrigens sehr ähnlich. Das Weibchen sowohl, als das Männchen, haben runde ästige Geweihe, die mehrentheils am Ende ins Breite fallen.

Die Farbe ist braun oder grau, und die Haare stehen so dick, daß fast keine Kälte durchdringen kann. Und die Nahrung? — ist eine Art von Moos, was tief unter dem Schnee wächst, und was sich das Rennthier selber hervorsucht.

Diese Thiere sind der Lappländer ganzer Reichthum; ohne sie würde es den armen Leuten jämmerlich gehen. Sie melken sie und trinken ihre Milch. Sie essen ihr Fleisch. Mit ihren Fellen bekleiden sie sich, auch machen sie ihre Bettdecken und Hütten davon. Mit dem Fett machen sie ihre übrigen Speisen schmackhaft. Die Blase gebrauchen sie statt der Brantweinflasche, und den ausgeschälten gespaltenen Huf zum Trinkgeschirr. Aus

den Sehnen wird Zwirn; aus den Därmen werden Stricke, und aus den Knochen, Nadeln, Messer, Löffel und allerhand andre Sachen verfertigt.

Wenn ein Lappländer viel Rennthiere hat, so ist er ein reicher Mann. Doch haben auch die Armen wenigstens eins oder zwei.

Sogar das Heirathsgut, was ein Vater seiner Tochter mitgiebt, besteht in Rennthieren.

Im Sommer, der zwar in jenen Gegenden nur etwa ein Vierteljahr dauert, aber sehr heiß ist, werden die armen Rennthiere, von mancherlei Insekten sehr geplagt, und sie legen sich deswegen oft nahe zu den Hütten ihrer Herren, in den Rauch, um ihre Feinde zu vertreiben. — Am Wolfe und Vielfraße haben sie aber weit schlimmere Feinde, deren Klauen sie selten entkommen.

Es giebt zweierlei Rennthiere, zahme und wilde. Die zahmen treibt man ordentlich auf die Weide, und gegen die wilden geht man auf die Jagd. — Sie werden etliche zwanzig Jahre alt.

63.

Der Damhirsch ist zwar viel kleiner, als der Hirsch, und verträgt sich auch nicht zum Besten mit ihm: indes ist er ihm doch an Bildung, Nahrung und Aufenthalt ziemlich gleich. Die Geweihe des Damhirsches sind den Geweihen des Elendthiers etwas ähnlich. Die Damhirsche leben Heerdenweis in den Wäldern, und suchen sich wenns angeht, gern ein gemäßigtes Klima.

Uebrigens werden sie häufig in den Thiergärten gehalten. Wenn man dann einen Braten haben will, so darf man ihn nicht erst lange aufsuchen. Ihr Fleisch ist schmackhaft, und ihre Haut sehr brauchbar.

64.

Das muntre flüchtige Reh, gehört auch ins Hirschgeschlecht, ob es gleich lange nicht so groß ist, und auch keine so majestätische Geweihe hat als der Hirsch. Es lebt in den Wäldern, kommt auch zuweilen hervor aufs Feld, um da ein Bischen junge Saat ꝛc. zu naschen. Aber hu! wie fährt es nicht wieder zurück in das Gebüsch, wenn es einen Menschen erblickt. Doch sind sie da gewöhnlich weit dreister, wo sie wissen daß ihnen nichts wider=

widerfährt, und lassen sich ziemlich nahe kommen. Es geht fast immer eine ganze Familie miteinander. Wenigstens ist das Weibchen selten weit, wenn man das Männchen zu sehn bekommt.

Im Walde fressen sie Gras, Moos, Eicheln, Baumblätter u. dgl. — Das Fleisch giebt einen excellenten Braten. Aus der Haut macht man Handschuhe. Mit den Haaren stopft man Stühle und Kissen aus.

65.

Auf den höchsten Bergen, den steilsten Felsenspitzen und den Eisgebürgen in der Schweiz, Savoyen und Tirol wohnt der Steinbock. Die gefährlichsten Oerter, wo ihm kein Mensch ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr, nachklimmen kann, sind ihm der liebste Aufenthalt. Da setzt er über Abgründe weg; stürzt sich öfters, besonders wenn er verfolgt wird, von einer schrecklichen Höhe herab, auf einen schmalen Felsen, so daß man glauben sollte, er müßte sich zehnmal den Kopf zerschmettern. Aber das schadet ihm alles nichts. Sein Kopf und seine Hörner sind so hart, daß er das alles ohne Gefahr wagen kann. Indes gehts doch nicht immer so genau ab. Wenn

er den Felsen verfehlt, oder nicht auf den Kopf fällt; so stürzt er oft in einen unabsehbaren Abgrund hinab, und bricht Hals und Bein.

Seine Hörner sind sehr lang, fest und am Ende zurückgebogen. Der Kopf ist, wie gesagt, sehr hart. Was die Größe anbetrift: so ist er etwas größer als ein Ziegenbock. Die Haare sind lang und braun oder grau. Und sein Kinn schmückt ein schöner Bart. Die Steinböcke fressen Kräuter, Wurzeln — und suchen sich ihre Nahrung öfters unter dem tiefsten Schnee hervor. Berge und Kälte sind ihr Element. Denn kommen sie aufs flache Land; so ists als hätten sie erst gestern angefangen laufen zu lernen, und wo es ihnen zu warm ist, sollen sie gar blind werden.

66.

Des Steinbocks Nachbarn sind die Gemsen. Sie wohnen auch auf den Felsen und Bergen von der Schweiz, Tirol und Oberitalien, nur daß sie gleichsam die mittlere Region einnehmen, und die obersten Spitzen den kühnern Steinböcken überlassen. Sie sind kleiner und schlanker als diese, und haben auch zurückgebogene Hörner, aber lange nicht so groß. Ihre Nahrung besteht auch in Kräu-

tern

tern und Wurzeln. Sie gehen gesellschaftlich auf die Weide, und damit sie keiner ihrer Feinde überrasche, so stellen sie Schildwachen aus, die, sobald sie was verdächtiges sehen, meckern oder pfeifen müssen. Kaum hören die andern dies Zeichen, so ist es auch zugleich das Signal zu einer allgemeinen Flucht. Ueber Stock und Stein, Felsen und Abgründe gehts dann weg, und manche wenn sie den Felsen verfehlen, stürzen in die gräßlichsten Tiefen hinab, und — da sind sie verloren! Sonst aber können sie ziemlich gut klettern und genau abgemessene Sprünge machen.

Der Adler holt sich manche junge Gemse, und führt sie mit sich in der Luft fort. Die Alten aber sind ihm gleichwol ein Bischen zu schwer. Er jagt sie daher immer Berg auf, Berg ab, von einem Felsen auf den andern, bis es endlich die ermüdete Gemse einmal versieht, einen Fehlsprung thut, sich halb oder ganz todt fällt, und so in die Klauen ihres blutgierigen Feindes geräth.

Auch die Menschen gehen auf die Gemsenjagd. Aber es ist eine sehr gefährliche Jagd. Gemeiniglich gehn zwei bis drei Jäger mit einander. Der eine klopft hier, der andre dort, und der dritte schießt. Um nun den Gemsen

näher zu kommen, und sie desto gewisser zu haben, klettern sie ihnen öfters so weit nach, daß sie weder vor= noch rückwärts können. Da müssen sie dann manchmal von obenherab, einen Sprung auf eine schmale Felsspitze, zwischen den schrecklichsten Abgründen, wagen. Mancher rettet sich dadurch, aber mancher stürzt auch hinab und ist verloren. Zuweilen zerschneiden die andern ihre Kleider und Hemde, knüpfen sie zusammen, und ziehn damit einen Unglücklichen aus der Tiefe.

Das Fleisch der Gemsen ist esbar. Ihre Haut giebt ein gutes Leder. Die Hörnchen macht man statt der Knöpfe an Stöcke. Auch ihr Fett und ihre Eingeweide sind brauchbar.

67.

Der Bezoarbock ist besonders wegen der Steine merkwürdig, die man in seinem Magen findet. Sie sind so groß als eine Haselnuß, und entstehn wahrscheinlich aus den Fasern von klebrichten Pflanzen, die das Thier frißt, der Magen aber nicht verdauen kann, und welche sich nach und nach so schichtweise zusammensetzen, bis sie die Größe einer Nuß erlangen. Dieser Bezoarstein ist zwar gleich Anfangs hart, wird aber in der Luft immer

noch

noch härter und wird in der Apotheke sehr gebraucht.

Der Bezoarbock wohnt in Persien; sieht halb wie ein Bock, halb wie ein Hirsch aus und hat die Hälfte gewundne Hörner.

68.

Die Ziege sammt ihrem Herrn Gemahl, dem Bock, ist bey uns sehr bekannt. Fast allenthalben auf dem Lande findet man Ziegen, und zuweilen ganze Heerden bei einander. Indes setzt es gleich Händel, wenn es ihr einfällt in jungem Holze und bey jungen Bäumen spatzieren zu gehn. Denn sie läßt sichs dann belieben die schönsten und besten Sprößlinge wegzufressen, und thut daher manchmal großen Schaden.

Es giebt weiße, schwarze, graue und gefleckte Ziegen. Die Haare sind lang, das Schwänzchen kurz, die Hörner meistens lang und spitzig und der Bart läßt sich gewiß nicht klein nennen.

Die Ziegen riechen nicht zum Besten und der Bock stinkt gar. Selbst ihr Fleisch, wenn sie nicht mehr zu jung sind, hat seinen eignen, widrigen Geschmack. Aber der Landmann läßt sichs deswegen doch gut schmecken. Jun-

ges Ziegenfleisch hingegen läßt sich gut essen, und schmeckt fast wie Lammfleisch. — Ihre Milch wird häufig von kranken und schwächlichen Personen getrunken. Ihr Fell giebt Handschuhe, Beinkleider u. dgl. Unter sich selber stoßen und necken sie sich alle Augenblicke.

Sie naschen gern, und springen oft über Zäune weg, um nur einen guten Bissen von Heu, Kraut 2c. zu stehlen.

In der asiatischen Türkei giebt es Ziegen, die angorische Ziegen heißen, und ein schönes glänzend weißes Haar haben, was so sanft und fein wie Seide ist, und woraus sehr feine, kostbare Zeuge gewebt werden.

69.

Das stille friedliche Schaaf ist fast allenthalben zu Hause. Natürlich an einem Orte mehr als am andern, je nachdem ihm das Klima zuträglicher ist, und es gute Nahrung findet. Es frißt allerhand Kräuter und Gras, und leckt gerne Salz. Rauhe und nasse Witterung vertragen sie nicht wohl, und ihr Schäfer muß daher allezeit für sie sorgen, ihnen im Winter einen warmen Stall verschaffen,

und

und sie im Sommer für zu großer Hitze und Regen verwahren.

Für diese Sorgfalt und Mühe ihres Schäfers sind sie ihm aber auch folgsam. Sie gehen ihm nach, wenn er sie auf die Weide führt; oder gehn ruhig voraus, wenn er sie vor sich hertreibt. Sie hören seine Stimme und gehorchen ihr. Untereinander sind sie sehr gesellig. Wo eins hingeht, geht das andre auch hin, und keins trennt sich von der Heerde. Uebrigens ist List und Verschlagenheit ihr Eigenthum nicht. Und selbst den größten Gefahren wissen sie nicht auszuweichen; sondern stürzen sich vielmehr immer tiefer hinein. Kommt in einem Schaafstall Feuer aus; so sind sie meistens verloren. Denn anstatt, wenn man die Thüren aufreißt, herauszulaufen, drängen sie sich öfters näher ans Feuer und werden ein Raub der Flamme. Ueberfällt sie auf dem Felde ein starker Regen, so stehen sie da und hängen den Kopf. Daß sie sich aber dem Regen entziehn, und ins Trockne gehn sollten; das kommt ihnen selten ein.

Außerdem sind sie mancherlei Krankheiten und andern Unfällen unterworfen. Ihre dünnen Füße brechen, wie ein schwaches Stöckchen,

chen, bei der geringsten Gelegenheit entzwei, und in ihrem Kopfe und ihrer Leber trift man zuweilen sogar Würmer an, die sich den armen Schaafen gewiß empfindbar machen werden.

In Spanien und England giebt es viele Millionen Schaafe, die meistens Sommer und Winter in Horden auf dem Felde bleiben, und wegen ihrer besonders schönen und feinen Wolle berühmt sind. Doch ist die Spanische noch feiner als die Englische. In Arabien zeichnen sich die Schaafe, durch einen außerordentlich dicken und schweren Schwanz aus. Er besteht aus einem Fettklumpen und wiegt oft dreißig bis vierzig Pfund. Da er nun die armen Thiere gewaltig inkommodirt, und sie ihn manchmal kaum schleppen können: so bindet man ihnen einen kleinen zweiräderigten Wagen an, legt den Schwanz darauf und läßt sie ihren Schwanz so mit sich herumfahren.

Der Schaafe ärgster und fürchterlichster Feind ist der Wolf. Und da sie sich gar nicht wehren können, so ist wenigstens immer eins aus der Heerde verloren, wenn der Würger kommt, und ihn der Schäfer oder die Hunde nicht abzuhalten im Stande sind. Daher hat man

man ihn auch in Ländern, wo die Schaafzucht sehr groß ist, mit aller Gewalt auszurotten gesucht. Aber leider! erhält er sich doch an den meisten Orten beständig noch, und frißt und zerreißt manches fromme Schaaf.

Es giebt wenig Thiere, die man so gut lebendig und todt nützen könnte, als das Schaaf. Während seinem Leben wird ihn jährlich zweimal im Frühjahr und Herbste seine Wolle abgeschoren. Und was wird daraus nicht alles gemacht! Je feiner nun die Wolle ist, desto feiner kann man sie spinnen, und desto schöner und feiner werden die Tücher, Hüte, Strümpfe ꝛc. die davon verfertigt werden. — An vielen Orten werden die Schaafe gemolken. Man ißt die Milch und macht guten Käse daraus. Der Schaafdünger wird auch sehr geschäzt. Schlachtet man die Schaafe, so kann man fast alles an ihnen brauchen. Das Fleisch wird gegessen. Ihr Fell giebt einen herrlichen, warmen Pelz, dessen sich besonders unsere Landleute wohl zu bedienen wissen. Auch macht man aus ihrer Haut noch Leder zu Beinkleidern, Pergament ꝛc. Aus ihren Knochen und Füßen kocht man Leim. Und aus ihren Gedärmen werden Violin- und Harfensaiten gemacht.

In den wärmern Ländern von Asien und Afrika haben fast alle Schaafe Hörner, und auch bey uns giebt es welche, denen dieser Schmuck nicht versagt ist. Doch sind es nur die Männchen und denn nicht alle. Die Männchen heißen sonst auch Schaafböcke oder Widder. Und das junge Schaaf im ersten Jahre, Lamm.

70.

Fast überall auf der Erde giebts Ochsen. (Da Küh und Kälber zur Familie des Ochsen gehören, so sind sie hier auch mit zu verstehen.) — Sie sind wie gesagt, zwar allenthalben einheimisch; es herrscht aber unter ihnen eine große Verschiedenheit. In Ungarn und Polen sind die größten, doch sind auch die englischen, dänischen ꝛc. berühmt, und die Schweizer und Holsteiner Kühe werden ja in ferne Provinzen verschickt, weil sie so schön sind.

Ihre Nahrung besteht in Gras, Kräutern, Heu, und wenn sie Haber oder so was bekommen können, so nehmen sies auch nicht übel. Im Winter aber müssen sie sich öfters mit bloßem Stroh begnügen. In Holland hatte man einmal einen Ochsen zwei Jahre lang mit Milch und eingeweichter Semmel gefüttert.

Es war ihm aber auch recht wohl bekommen, denn er konnte für lauter Fettigkeit kaum gehen. Man machte daher einem Prinzen ein Geschenk damit. Dieser ließ ihn schlachten, und er wurde über zweitausend Pfund schwer gefunden.

Das Fleisch der Ochsen und der Kühe, ist unter dem Namen Rindfleisch bekannt. Der Reiche sowohl als der Arme, hält ein schönes Stück Rindfleisch für etwas Gutes. Es hat außerdem noch das Gute, daß mans fast alle Tage essen kann, ohne es überdrüßig zu werden. Mit dem Kalbfleische ist das schon nicht so. Ob es gleich sehr schmackhaft ist; so hört man doch gewiß auf, es so gern zu essen, wenn man es alle Tage ißt. Aus der Haut des Ochsen wird das starke Leder zubereitet, woraus Schuhsohlen, Feuereimer, Kutschenriemen und auch Tabacksdosen gemacht werden. Das Kuhleder giebt den Ackerleuten ihre dicken Stiefeln, und die Sattler schneiden es in Riemen ꝛc. Aus dem Fette des Ochsens und der Kuh werden Lichter und Seife gemacht. Die Hörner brauchen die Drechsler und Kammmacher. Mit den Haaren stopft man Sättel nnd Stühle aus. Das Kalbfell wird auch zu Oberledern an Schuhen und

Stiefeln gebraucht. Auch Ranzen, Kofferdecken macht man daraus. Auf eine andere Art gearbeitet, giebt es Pergament, Trommelfelle, Beinkleider rc. Die Kuh nutzt uns mit ihrer Milch, daraus wird Butter und Käse gemacht. Wie viele Milchspeisen, wie viele Erfrischungen im Sommer, wie viele andre schmackhafte Gerichte würden wir entbehren müssen, wenn es keine Kühe gäbe. — Die Schweizer und Holländischen Käse gehören zu den besten, und werden weit und breit verführt. — Die Ochsen und auch wohl die Kühe spannt man an Wagen und Pflug, und braucht sie statt der Pferde, und an unfruchtbaren Gegenden, hält man sogar mehr Ochsen als Pferde, weil sie mit schlechterer Kost zufrieden sind.

Die Farbe des Rindviehes ist verschieden. Die meisten sind braunroth, andre gefleckt, und wenn die Pohlen mit ihren Ochsen auf die Jahrmärkte ziehen, so kann man viele tausend weiße auf einmal bei einander sehen.

In einem gar zu warmen Klima gedeihen sie nicht sehr. Sie bleiben klein, und es ist als verbutteten sie, und könnten nicht wachsen. Allenthalben aber sind sie mancherlei Krankheiten und ansteckenden Seuchen unterworfen.

worfen. Oft wenn in einem Lande die Viehzucht recht sehr blüht, so kommt auf einmal die Pest unter sie und raft sie in kurzer Zeit zu hunderttausenden weg. So fielen z. B. im Jahre 1745. blos in Dännemark 284,827 Stück. Zuweilen finden sich in ihrem Magen Ballen von der Größe eines Eies. Sie bestehen aus lauter Haaren, und sind von aussen mit einer zähen Rinde überzogen. Vermuthlich entstehen diese Ballen daher, daß sich diese Thiere gern lecken, und also viele Haare mit verschlucken, die sich im Magen zu einem Ballen bilden.

Man schlachtete auch einmal einen Ochsen und fand, zum großen Erstaunen aller Anwesenden, und aller die die Sache untersucht haben: daß sein Gehirn versteinert war. Es war so hart wie ein Kieselstein, und nur an manchen Flecken noch weich.

Merkwürdig ist es, daß dieser Ochse eine ungeheure Stärke besaß, und die Stricke viermal zerriß, als man ihn schlachten wollte.

Es giebt noch verschiedene Arten unter den Ochsen. Der **Büffelochse** z. B. ist erschrecklich wild, und kann nur zur Arbeit abgerichtet werden, indem man ihm einen starken ei-

sernen

fernen Ring durch die Nase zieht. Er wohnt in Tyrol, Ungarn und Italien.

Die Auerochsen halten sich in Polen, Litthauen und Rußland auf. Sie sind meistens in Wäldern, sind größer als die gemeinen Ochsen und ihre Haare stehen sehr dick. Ihre Stirn ist so hart, als wenn sie von Eisen wäre, und sobald man sie aufbringt, sind sie entsetzlich wütend. Sie sehen schwarz aus. Eine Art wilder Stiere hält sich auch in Spanien in Andalusien auf. Diese werden gefangen und bei dem bekannten spanischen Stiergefechte gebraucht. Da sie schon von Natur unbändig genug sind, und überdies noch gereizt werden, ehe man sie auf den Kampfplatz läßt, so kommen sie natürlich wie rasend aus den Ställen hervor, und machen durch ihr Wüthen dem empfindsamen Spanier ein sehr angenehmes Schauspiel.

In Schottland giebt es eine Art Ochsen die lange Mähnen, wie die Löwen, haben. Und in Amerika lebt eine Race, die einen Buckel hat wie ein Kameel. Sie heißen deswegen auch Buckelochsen oder Bisongs. Diese sehn schwarzbraun aus; bekommen im Winter lange Haare, die sie im Sommer wieder verlieren, und sind so grimmig, daß sie sich zuweilen

weilen selbst für dem Tieger nicht fürchten. Man sperrt sie in eiserne Käfigte und führt sie in Europa zur Schau herum.

71.

Das Vaterland der Pferde ist fast allenthalben. Doch gedeihen sie in einem Lande besser als im andern. In einem sind sie groß, im andern klein. In einem schön und regelmäßig gebaut, in andern plump und ungeschickt. Unter allen aber sind die Arabischen die Matadors. Daher pflegen ihnen auch die Araber ordentliche Ahnenregister zu halten, so daß man genau wissen kann, von welchem edlen Pferdegeschlecht ein solches Pferd ist. Diese Register werden mit verkauft, und erhöhen den Preis sehr. Es sind aber nicht alle Pferde in Arabien von Adel; sondern nur die, welche von Vater und mütterlicher Seite ihre Ahnenprobe thun können.

Ein Pferd hingegen, wo nur der Vater oder nur die Mutter adlich, und der andre Theil ein gemeines Pferd (d. h. dessen Vorfahren man nicht weis) war: gehört zur Mittelrace. Und den Pferden, die gar keinen Stammbaum aufweisen können, sie mögen

auch

auch so schön sein als sie wollen, gehts gar jämmerlich, diese werden Pöbel genannt. —

Die englischen Pferde stammen auch ursprünglich aus Arabien, und sind auch wegen ihrer Schönheit und Geschwindigkeit berühmt.

Die italiänischen sind auch nicht zu verachten. — Die isländischen machen gleichsam die Zwerge unter den Pferden aus, und wenn man Kindern je erlauben kann zu reuten, so muß es auf einem solchen kleinen Pferde sein, was der Figur des Reuters angemessen ist.

Die pohlnischen gehören nicht zu den Schönsten; aber sie sind recht zu Strapatzen gebaut, und können außerordentlich viel aushalten. Die russischen sind eben so dauerhaft und geschwinde. Deutsche Pferde sind mehr stark als schön, doch nicht ohne Ausnahme. In vielen Gegenden laufen die Pferde in den Wäldern wild und ungezähmt herum, und wer da eins haben will, muß sich eins fangen und zahm machen. Indeß kümmert man sich um die wilden so gar viel nicht, da man sonst Pferdezuchten genug hat.

Wir brauchen wie bekannt, die Pferde zum Reuten und Fahren, auch wohl, wie die Packpferde im Kriege, zum Tragen. Ihr Fleisch aber essen wir nicht. Den Tartarn hinge=

hingegen, schmeckt auf der Welt nichts besser, als ein gut Stück Pferdefleisch und ein guter Trunk Pferdemilch. Sie machen auch aus der Milch einen starken berauschenden Brandwein.

Im Kriege bei Belagerungen, auch sonst wenn Theurung und Hungersnoth überhand nehmen, schlachtet man auch wohl bei uns Pferde, und fristet sich durch ihr Fleisch das Leben.

Die Haut der Pferde brauchen die Riemer und Sattler. Mit den Haaren stopft man Stühle und Tische aus. Die Schweifhaare machen sich sogar die Perückenmacher zu Nutze. Auch geben sie Violinbogen, Knöpfe ꝛc.

Es giebt braune, schwarze, röthliche, weiße und gefleckte Pferde. Mit ihren Hinterfüßen vertheidigen sie sich, und wer eine solche Ohrfeige von ihnen bekommt, der wird auf lange Zeit zufrieden sein. Es ist daher nicht allen zu trauen, denn manche schlagen ohne Ursache hinten aus. Sonst aber sind die Pferde treue, dienstfertige, gelehrige Thiere. Besonders haben sie ein gutes Gedächtniß. Sie behalten es vortreflich, wo sie einmal eingekehrt sind, und ein gutes Futter bekommen haben. Wenn man ihnen den

Willen

Willen läßt, so gehen sie gewiß darauf zu. Die Wege die sie einigemal gegangen sind, behalten sie eben so gut, und manchmal sogar besser als der Kutscher, wenn dieser etwa ein Glas zuviel getrunken hat.

72.

Der arme Esel hat immer viel leiden müssen, und besonders untet uns ist er gar sehr verachtet, ob ers gleich nicht verdient. Denn man bepackt ihn mit Getraide und schickt ihn damit in die Mühle — und wenn das Mehl fertig ist, muß ers wieder nach Hause holen.

An vielen Orten läßt man ihn fast den ganzen Tag Wasser tragen; an andern muß er mit schweren Bürden über Berge marschiren, und manche Last transportiren, die man sonst weder zu Wagen noch zu Pferde fortgebracht hätte. Allein er mags auch machen so gut er will, mag sich den ganzen Tag plagen und martern; es weis es ihm doch niemand Dank. Bei der geringsten Gelegenheit kriegt er Prügel, und muß mit Disteln und schlechtem Grase zufrieden sein. Freilich sagt ihm die böse Welt nach, daß er gewaltig faul sei, dabei ein dickes Fell habe, und sich also auch aus den Schlägen nichts mache. Auch soll

er ein bischen dumm sein. Dem sei nun wie ihm wolle; so gehn die Müller, und wer sonst noch mit ihm zu thun hat, doch manchmal zu garstig mit ihm um.

Es geht dem Esel wie manchen Moden und Gebräuchen. Was ehedem schön und fast nothwendig war, damit wird man nach ein Paar hundert Jahren ausgelacht. So gehts denn den Eseln auch. Sonst war ein Esel ein geehrtes Thier, und Könige und Fürsten ritten drauf. Aber itzt spottet man über seine lange Ohren, seinen langsamen Gang, seine schöne Stimme, und was er sonst noch schönes und liebes hat.

In den Morgenländern läßt man ihnen noch eher Gerechtigkeit wiederfahren. In China und Persien giebts auch wilde Esel. Die Perser essen ihr Fleisch. Ihre Milch ist eine heilsame Arzney für Kranke und schwindsüchtige Personen, und hat schon manchen das Leben gerettet.

Der gemeine Esel ist viel kleiner als ein Pferd. Ein Maulesel aber ist größer als ein gemeiner, auch weit stärker, und wird besonders in unwegsamen Gebirgen zum Lasttragen gebraucht. Ihr Schritt ist sehr sicher. Sehr selten stolpert einer; und man kann sich

ihnen ohne Furcht anvertrauen, wenn sie gleich auf einem schmalen Fußsteige gehn, wo zu beiden Seiten Abgrund ist.

73.

In Afrika wohnt ein Thier Zebra genannt, was an Größe einem Pferde gleicht, nur etwas längere Ohren und einen Eselsschwanz hat. Es ist ein sehr schnelles und dabei wunderschönes Thier. Der Grund von seiner Farbe ist weiß oder gelblicht, und darüber laufen sehr regelmäßige kastanienbraune Streifen, quer über den Rücken und um Hals und Beine herum. Da es aber äußerst unbändig ist, und sich meistens im innern Afrika aufhält, so bekommt man selten ein lebendiges zu sehn.

74.

Das Nilpferd ist ein großes, plumpes, garstiges Thier. Es wohnt in Afrika und besonders in Egypten am Nil und heißt sonst auch Wasserochs, Meerpferd, auch Behemoth. Es ist nicht so groß wie ein Elephant, doch fehlt auch manchmal nicht viel. Seine Haut ist so stark und dick, daß Flintenkugeln darauf abprallen; blos an den Seiten und an dem Kopfe hat es kleine Flecken, wo

es

es verwundet werden kann. Der Hals ist kurz und steif, der Kopf groß und dick, der Rachen ungeheuer weit, und mit Borsten besetzt. An den unförmigen Füßen sitzen vier Klauen, die wie abgehackt scheinen. Die Zähne sind stark, krumm und so hart, daß man Feuer damit schlagen können soll. Das ganze Thier ist entsetzlich dick und 3000—4000 Pfund schwer. Von diesem Gewicht nimmt die Haut allein öfters über tausend Pfund weg.

Es frißt Reis, Wurzeln, Wasserpflanzen, Fische ꝛc. Wenn es schläft, schnarcht es stark und verräth sich dadurch den Jägern, die sich heranschleichen, um ihm an einem verletzbaren Orte einen tödtlichen Stoß beizubringen. Gelingt ihnen aber der Streich nicht, so fährt das Thier wütend auf, und raset so lange, bis es entweder selbst, oder sein Feind umgekommen ist. Auf dem Lande kann man ihm noch entfliehen, weil es mit dem geschwinden Laufen nicht gut fertig werden kann. Aber im Wasser ist es viel gefährlicher. Da kommt es auf das Boot los, wirft es um, oder reißt mit seinen großen Zähnen Stücke heraus, oder Bretter los; daß es Wasser schöpft und untersinkt. Daß dabei die Menschen in der größten Gefahr sind, kann man sich vorstellen.

Zuweilen macht man auch Wurzeln an große, große Angeln. Da kommt nun das Nilpferd und verschlingt die Wurzel sammt der Angel. Alsdann muß man sehr behutsam gehn; ihm nur ja nicht nahe kommen, sondern es mit dem Strick, woran der eiserne Haken ist, den es verschluckt hat, abzumatten suchen, und ihm nachher, wenn es über Wasser kommt, eins versetzen, woran es genug hat.

Das Feuer kann es nicht leiden. Deswegen brennt man in der Nacht auf dem Schiffe immer ein helles Licht, um es dadurch zu verjagen. Es bleibt zu halben Stunden unter dem Wasser, und marschirt da immer auf dem Grunde fort. — Das Fleisch wird gegessen und schmeckt wie Schweinefleisch.

75.

Daß das Schwein nicht viel von der Reinlichkeit hält, sondern sich mit großem Vergnügen im Moraste herumwälzt, auch sich wohl gar allerhand Unrath gutschmecken läßt, daß es beständig grunzt; daß es einen langen Rüssel hat, womit es die Erde aufwühlt; daß es mit Borsten über und über besetzt ist — u. s. w. — ist so bekannt, daß man beynahe befürchten müßte, die Leute böse zu machen,

wenn man sie so was erst lehren wollte. Also müssen wir schon sehn, was sich etwa sonst noch vom Schweine sagen läßt. Das zahme ist trotz seiner garstigen Eigenschaften, ein sehr nützliches Thier. Es giebt uns Speck, womit wir unsre Hasen, Rehe und andres Wildpret spicken, und den wir zu tausend andern Dingen, Speisen ꝛc. brauchen können. Aus seinem Blute werden Würste gemacht. Sein Fleisch wird gegessen, und ist besonders bei dem gemeinen Manne sehr beliebt. Leuten, die viel sitzen, ist es indeß nicht anzurathen, weil es schwer zu verdauen ist. Aus seinen Borsten werden Bürsten und Kehrbesen gemacht. Und wenn es gut gehalten wird, und viel zu fressen bekommt; so wirft es auch viel Junge, die dann reiner Profit für seinen Herrn sind. Manchmal ist es aber so unartig und frißt seine eignen Kinder. Ob aus Hunger; oder aus Lüsternheit; oder zur Strafe, wenn sie nicht folgen wollen; das weis ich selber nicht. Die Schweine sind keine Kostverächter und fressen so ziemlich alles. Wenn sie unreifes Obst, Kartoffeln, Eicheln, schlechtes Getraide ꝛc. haben, so sind sie zufrieden. Zuweilen wühlen sie Mäuse und Würmer auf und fressen sie.

Das wilde Schwein wohnt beständig in den Wäldern, hat einen größern Kopf und Rüssel; schwarze oder schwarzgraue Borsten, und starke Hauer, und nährt sich von Eicheln, Bücheln, Wurzeln und Getraide.

Sie sind erschrecklich grimmig, wenn man sie reizt. Sie scheuen nichts, bieten ihrem Feinde die Stirne, und gehn wütend auf ihn los. Da sie nun einen dicken, steifen Hals haben, so können sie ihrem Stoße Nachdruck geben, und daher auch gar oft tödtlich verwunden.

Wo es viel wilde Schweine giebt, richtet man Hunde ab, die den Jägern die Jagd erleichtern müssen. Man läßt nämlich auf ein Schwein zwei Hunde auf einmal los. Diese nun holen das Schwein ein, und laufen ihm lange Zeit zur Seite, einer rechts, der andre links, bis sie den rechten Zeitpunkt abgepaßt haben. Dann fahren sie schnell, alle beide zugleich zu, und packen jeder das Schwein bei einem Ohre, und halten es so lange mit gleichen Kräften fest, bis der Jäger herzukommen, und ihm einen Fang geben (d. h. es todt stechen) kann. Verstehn die Hunde das Handwerk noch nicht recht, oder versehen es, so giebt ihnen das Schwein öfters einen

Hieb, daß ihnen die Gedärme zum Leibe herauskommen. Auf solche Fälle haben die Jäger denn schon Salben bei sich, um die Hunde zu verbinden. Und sonderbar ists, daß eben diese, die so was weggekriegt haben, wenn sie wieder auskurirt werden, hernach am allerhitzigsten gegen die Schweine, — aber auch die vorsichtigsten sind.

Das Männchen vom Schweine heißt der Eber, und zeichnet sich durch seine großen Hauer aus. Die Jungen von den wilden Schweinen heißen **Frischlinge.**

In Amerika giebts Schweine, die keinen Schwanz, und unten am Bauche ein Säckchen haben, worinn eine stinkende Materie ist. Sie heißen **Muskusschweine** oder **Bisamschweine.** Wer ihr Fleisch nutzen will, muß, sobald es todt ist, den Beutel wegschaffen; weil sonst das ganze Fleisch so von der stinkenden Feuchtigkeit durchzieht, daß es nicht mehr zu gebrauchen ist.

Noch ein ander Schwein giebts auf der Insel Borneo in Asien, was so groß ist, wie ein Hirsch, und vier ungeheuer große Hauer hat, die bis über die Augen wegragen. Es heißt **Hirscheber.** Seine große Hauer geben ihm das Ansehn, als wenn es Hörner hätte; und

vielleicht hat ihm das seinen Namen gegeben.

76.

Nashorn oder Rhinoceros heißt das große, plumpe Thier, was in Asien und Afrika wohnt, und ein dickes, kegelförmiges Horn auf der Nase hat. Es ist so lang, wie der Elephant; aber lange nicht so hoch. Ueber seinen ganzen Körper hängt eine dicke, lappigte Haut, die sich allenthalben überschlägt, und ihm so weit ist, daß man es fast noch einmal darein wickeln könnte. Sie ist so fest, daß keine Flintenkugel durchgeht; ist wie eingekerbt und hie und da mit starken Borsten besetzt. Die Ohren sind lang und steif, die Augen klein, der Schwanz kahl und wenig behaart, die Beine kurz, und den Bauch schleppt es fast auf der Erde. Die Nahrung des Rhinoceros besteht in Reis, Zuckerrohre, Gras und allerhand Früchten. Wenn es aber von alle dem nichts findet; so setzt es sein Horn unten an einem Baum, und reißt ihn dann auf einmal sammt den Wurzeln aus der Erde heraus, um sich an den dünnen Zweigen satt zu fressen.

Ohne Ursache fängt es mit den Menschen keine Händel an; auch die meisten Thiere läßt es unbeleidigt passieren. Hat man es aber erst aufgebracht, dann raset es fürchterlich, und macht alles nieder was ihm vorkommt. Mit dem Elephanten führt es öfters blutige Kriege. Es stößt ihn mit dem dicken Horne in den Leib, und der Elephant schlägt es dafür mit seinem Rüssel zu Boden.

Um das Nashorn zu fangen, graben die Indianer Gruben, worinn ein spitziger Pfahl aufgerichtet ist, und decken sie zu. Stürzt nun das Thier hinein, so spießt es sich in den Bauch, wo seine Haut nicht so hart ist — und dann kommen die Jäger und schlagen es todt.

Es giebt auch Nashorne mit zwei Hörnern auf der Nase. Doch sind diese lange nicht so häufig.

Zähmen lassen sich diese Thiere selten. Ihr Fleisch wird gegessen, und aus der Haut allerhand, z. B. Riemen, Gefäße, Peitschen ꝛc. gemacht.

77.

Das Seeeinhorn oder Narwal, ist ein gewaltig großer Fisch — neun bis zwölf Ellen

 lang.

lang. Er hält sich in den nordischen Meeren auf; hat einen kleinen Kopf, woraus aber ein Paar Zähne hervorstehen, die wohl sechs Ellen lang, Arms dick und so schön weiß, wie Elfenbein sind. Weil sich aber der Fisch öfters in den großen Eisschollen die Zähne abbricht; so findet man ihn mehrentheils nur mit einem Zahne. Da haben nun die Leute geglaubt, er hätte nur einen. Den Zahn haben sie überdies für ein Horn angesehen, und so hat der Fisch den Namen Seeeinhorn bekommen. Ehemals glaubte man, es gäbe ein Landthier, was ein langes spitziges Horn vor der Stirn habe, und Einhorn heiße. Wenn nun solche Leute einen Zahn von einem Narwal zu sehen bekamen, so hielten sie ihn augenblicklich für ein solches Horn. Da ihnen das aber eine große Rarität schien, so bezahlten sie es außerordentlich theuer.

Der Narwal nährt sich von allerhand kleinen Fischen und Gewürmen, und mit seinen langen Zähnen holt er Seegras aus dem Grunde des Meers herauf. Auch braucht er sie als Vertheidigungswaffen, um den Wallfischen Löcher in den Bauch zu bohren.

Auf dem Kopfe hat das Thier eine Röhre, aus welcher es das eingeschluckte Wasser wieder

der heraus, und mit großer Gewalt, hoch in die Luft stößt. Diese Röhre muß es haben, weil es Lungen hat und also beständig Luft braucht. Es zieht daher, wenn es Odem holt, eine ungeheure Menge Wasser mit ein, die es hernach, gleich einem großen Springbrunnen wieder hervortreibt.

Aus den Zähnen des Seeeinhorns machen sich die Grönländer zuweilen Sparren für ihre Hütten; weil es ihnen an Holz fehlt.

78.

Der Grönländische Wallfisch gehört auch noch zu den Säugthieren. Er ist gleichsam der König des Meers, wo er, so lange ihm nicht die Menschen zu sehr auf den Leib gerathen, seine Autorität ziemlich sehn lassen kann. Seine ungeheure Größe; die Ströme von Wasser, die er aus seinen beiden Blaselöchern hoch in die Luft treibt; das Donnergleiche Brüllen, was er zuweilen erhebt und die schreckliche Gewalt, die er in seinem Schwanze hat, mit dem er Boote zertrümmern kann; geben ihm ein so fürchterliches Ansehn, als ob er allein auf dem Nordmeere, wo er sich aufhält, zu befehlen hätte.

Gewöhn=

Gewöhnlich ist er dreißig bis vierzig Ellen lang, und ehedem, da man sie mehr auswachsen ließ, und nicht alle Jahre solche gräuliche Niederlagen unter ihnen anrichtete, wurden sie noch viel größer. Die Breite kann man auf zwanzig Ellen rechnen. Der Kopf ist erstaunlich groß, und nimmt den dritten Theil vom ganzen Thiere ein. Vorn öfnet sich ein schrecklich weiter Rachen, worinn die Zunge, die ein ungeheurer Speckklumpen ist, keinen geringen Raum einnimmt. Zu beiden Seiten des Rachens sitzen die Barden, die hornartig und fünf bis zehn Ellen lang, und mit Haaren besetzt sind, damit er seiner Zunge keinen Schaden thue. Diese Barden sind nicht alle gleich groß, passen aber so hübsch in einander, daß nicht die geringste Unordnung zu merken ist. Ihrer sind siebenhundert an der Zahl, und wenn sie gespalten werden, geben sie das bekannte Fischbein, was besonders die Damen so wenig entbehren können.

Jedermann würde bei diesem Wallfische einen Ellen weiten Schlund vermuthen; — aber diesen hat ihm die Natur versagt. Er ist höchstens so weit, daß man mit einer zusammengeballten Hand durchpassiren kann. Man ist daher für dem Verschlingen bei ihm

ziemlich

ziemlich sicher; allein zermalmen und mit seinen Barden zerdrücken würde er Jeden, der für seinen Rachen, so lange er noch lebt, nicht den gehörigen Respekt hätte.

Die Augen sind nach Verhältniß auch sehr klein. Aeußere Ohren sieht man gar nicht; er hört deswegen aber doch gut. Mitten auf dem Kopfe sind die beiden Blaselöcher, durch die er das eingeschluckte Wasser, mit solchem Getöse emporbläßt; daß man es fast eine Meile weit hören kann.

Die Kinnbacken sind so stark wie Balken, zehn Ellen lang, und man kann Schlitten ꝛc. daraus machen. Unter den Augen hat er ein Paar Finnen, die auch viele Ellen lang und breit sind, und ihm besonders gute Dienste leisten, wenn er sich umkehren will. Die Haut ist dünn und schwarz und weiß marmorirt. Unter dieser befindet sich eine andere, die einen Zoll dick ist; und dann kommt erst der Speck, der erstaunlich tief liegt.

Der Schwanz, mit dem er so viel Lärmen macht, ist zehn bis funfzehn Ellen breit, und liegt horizontal auf dem Wasser, anstatt das ihn andre Fische senkrecht haben. Dieser ist sein eigentliches Ruder, und fürchterlich sind die Schläge, die er, wie ich schon oben gesagt

sagt habe, damit aufs Wasser und gegen die Schiffe thut. Das Weibchen bringt jährlich nur ein, höchstens zwei Junge zur Welt, die es an seinen beiden Brüsten säugen läßt. Wird es verfolgt, so nimmt es seine Kinder unter die Finnen am Kopfe, gleichsam wie unter den Arm, und fährt mit ihnen in die Tiefe. Ein junger Wallfisch, wenn er zur Welt kommt, hat schon die Größe eines Ochsen.

Um den Schwerdfischen und Sägefischen zu entgehen, die ihm mit ihren scharfen und spitzigen Nasen den Bauch aufschlitzen, verbirgt sich der mächtige Wallfisch oft tief unter die unermeßlichen Eisfelder. Da es ihm aber da an Luft mangelt, und er ohne diese nicht leben kann, so stößt er entweder mit aller Gewalt mit seinem Kopfe gegen das Eis, daß es mit großem Krachen borstet; oder, wenn das zu fest ist, so muß er schleunig unterm Eise hervor, um Athem zu schöpfen. Seine Nahrung besteht in kleinen Seethieren, Polypen, Wasserinsekten und Heringen. Aber alles muß seinem engen Schlunde angemessen sein. In seinem Bauch gehört freilich was. Da er indessen seinen abscheulichen Rachen immer öffnet, und eine erstaunliche Menge Wasser einzieht, so geräth ihm doch meistens etwas mit

hinein,

hinein, was er von da in seinen Magen spazieren lassen kann.

Einige hundert Schiffe fahren jährlich auf den Wallfischfang, und das macht auch daß die Wallfische so sehr abgenommen haben, und immer mehr abnehmen. Blos in einem Bezirk von vierzig bis funfzig Meilen, werden ihrer alle Jahre im Eismeere wenigstens funfzehnhundert gefangen. Manches Schiff ist in seinem Fange glücklich, und kommt reich mit Speck beladen nach Hause. Manches hat wenig Vortheil, bekommt gar keinen Wallfisch zu sehn, oder er entwischt ihm wieder, und die Schiffer müssen zufrieden sein, wenn ihnen das Glück eine Ladung Seehunde zuführt.

Ein Schiff, was auf den Wallfischfang fährt, hat immer noch sechs bis sieben Boote oder Kähne bei sich. Meldet sich nun in der Ferne ein Wallfisch, durch die Wassersäulen, die er aus den Blaselöchern hervorstürmt; oder durch die großen Wellen, die er vor sich herwälzt, oder durch irgend etwas anders Auffallendes, so steigen augenblicklich in jedes von den Booten, etwa sechs Leute, und eins derselben rudert auf das Thier los, und sucht ihm so nahe als möglich zu kommen. Gelingt

das,

das, so wirft man ihm einen dreizackichten, spitzigen Wurfspieß in den Leib. Dieser Wurfspieß ist an einem, einige hundert Ellen langen Strick, der am Boote um eine Walze gewickelt ist, und sich losrollen kann, fest gemacht, und heißt Harpune, und der, der ihn wirft, der Harpunier. — Sobald der Wallfisch seine Wunde fühlt, so fährt er mit ungeheurer Geschwindigkeit, voll Wuth tief ins Meer hinab, und das Boot, an dem sich der Strick losrollt, fährt, so viel man urtheilen kann, immer nach der Gegend zu, wo der Wallfisch hingegangen ist. Hat ihn der Harpunier gut getroffen, und ist die Wunde tödtlich, so kommt er bald wieder herauf, und das Meer, das rund umher roth ist, zeigt daß er eine schreckliche Menge Blut verloren hat, und dadurch sehr entkräftet worden ist. Alsdann wirft man ihm noch mehrere Harpunen in den Leib, und sticht ihn, wenn es rathsam ist, mit Spießen vollends todt. Nun wird er an das große Schiff angebunden, und unter den Schiffern herrscht Freude über Freude. Zuweilen gehts aber auch nicht so glücklich ab.

Ist nämlich der Wallfisch nicht gut getroffen, so rast er wütend in der Tiefe herum, oder fährt unter ein Eisfeld, und dann müssen die

die Schiffer nur sehn, ihre Harpune wieder zurück zu ziehn, oder wenn das nicht geht, das Seil abhauen, damit er sie nicht sammt dem Boote in den Abgrund reißt.

Dem erlegten Wallfische fährt man dann mit einem Kahne in den Rachen, um ihm die fette Zunge und die Barden herauszuhauen. Andre ziehn sich Schuhe mit eisernen Stacheln an den Sohlen, an, marschiren dann auf dem Ungeheuer herum, und schneiden oder hauen ihm ein Stück Speck nach dem andern ab. Dieser Speck wird vorher von allem Unrath, der etwa noch dran säße, gereinigt, ehe man ihn in Tonnen packt. Ein mittelmäßiger Wallfisch giebt achtzig große Tonnen reinen Speck. Von diesem Speck tröpfelt unterwegs, ehe das Schiff nach Hause kommt, eine Menge Fett herab, was klarer Tran heißt. Dieser ist der beste. Der andre Tran wird aus dem Speck in großen Kesseln gebraten. Gerber, Schuhmacher und überhaupt Lederarbeiter, haben den Tran sehr nöthig, um das Leder biegsam zu machen. Die Grönländer und Lappländer aber essen ihn mit vielem Appetit. — Das Gerippe des Wallfisches bleibt liegen — und die weißen Bären rc. machen sich dann darüber.

79.

Nun kommt die Reihe an den Finnfisch. Dieser wohnt auch im Eismeere, und ist auch ein gewaltiger Heeringsjäger. Wieviel hundert tausend mag er nicht jährlich verzehren, und wenn sich die Heeringe nicht so außerordentlich vermehrten, so würden die großen Wallfische, da sie immer am nähesten dabei sind, sie uns gewiß schon alle miteinander weggefressen haben.

Seinen Namen hat der Finnfisch von einer großen, einige Ellen langen Finne, die auf dem Rücken sitzt. Er ist eben so lang, als der grönländische Wallfisch; aber lange nicht so breit und dick. Und da er wenig guten Speck hat, und dabei mit seinem Schwanze immer wie rasend um sich herumschlägt, daß ihm niemand ohne Gefahr nahe kommen kann, so läßt man ihn so ziemlich in Ruhe.

Seine Barden taugen auch nicht viel. Bloß sein Fleisch verzehren die Grönländer mit vieler Gierigkeit, und versichern, daß es excellent schmecke. Ob man sich auf den Geschmack der Grönländer verlassen kann, weis ich nicht.

Der Schlund des Finnfisches ist auch nur so groß, daß er Heeringe und andre nicht zu große Fische, nur eben durchpassiren lassen

kann.

kann. Diese Nahrung der Wallfische (denn der Finnfisch gehört auch unter die Wallfische) die also aus Heeringen, kleinen Fischen, Wasserinsekten 2c. besteht, hat einen allgemeinen Namen, und heißt Wallfischaas.

80.

Der Knotenfisch hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem grönländischen Wallfisch. Er ist so groß, wie dieser, hat auch fast so viel Speck wie dieser. Blos darinn unterscheidet er sich von ihm, daß er im obern Kiefer weiße Barden hat, anstatt daß sie bei jenem schwarz sind, und daß er am Ende des Rückens, nicht weit vom Schwanze, sechs große Knoten hat. Diesen Knoten hat er auch seinen Namen zu verdanken.

81.

Der Nordkaper beehrt zwar mehrere Orte mit seiner angenehmen Gegenwart; da er es sich aber am Nordkap, der äußersten Spitze von Norwegen, besonders gefallen läßt, und sich da am häufigsten zeigt, so haben ihm die Leute den Namen gegeben Nordkaper.

Er speist unter andern auch gern Heeringe, und wenn er einmal eine rechte fette Mahlzeit

thun will, so fängt er an mit seinem großen Schwanze ein gewaltig Spektakel zu machen, und dies treibt er lange in einem großem Kreise herum. Die erschrocknen Heeringe wollen entfliehen, weil er sich aber gleich wieder auf der Seite zeigt, und lärmt, wo sie hinwollen, so schwimmen sie wieder zurück. Und so kommen sie endlich alle auf einen Haufen. Dann aber sind sie verloren. Denn nun kommt er heran, öffnet seinen fürchterlichen Rachen, und verschlingt ihrer, soviel er nur herunterbringen kann.

Er ist nicht so groß als der grönländische Wallfisch, hat aber sonst viel Aehnlichkeit mit ihm. Wenn die Amerikaner einen fangen wollen, so machen sie das Ding ganz kurz. Sobald sich nehmlich einer sehen läßt, rudern sie in einem Boote, ganz nahe an ihn heran. Einer von ihnen springt dann dem Fische auf den Kopf, und schlägt ihm einen hölzernen Pflock in eines seiner Blaselöcher, woraus er das Wasser in die Höhe spritzt.

Das nimmt nun natürlich der Fisch sehr übel, und fährt im Zorn mit seinem Amerikaner tief unter das Wasser. Da ers aber da nicht lange aushalten kann, sondern Athem schöpfen muß, so kommt er bald wieder hervor, und spritzt aus seiner noch offnen Röhre das

Wasser

Wasser heraus. Sobald das geschehn ist, schlägt ihm der Amerikaner in das andre Blaseloch auch einen Pflock. Und nun ists um ihn geschehen. Er kann das eingezogene Wasser nicht wieder hervorstoßen, und muß also ersticken.

82.

Fast so groß und viel fürchterlicher als der grönländische Wallfisch, ist der Potfisch. Sein ungeheurer Kopf, der beinahe die Hälfte vom ganzen Fische einnimmt, giebt ihm ein schreckliches Ansehn, und sein Rachen und sein Schlund, womit er einen Menschen mit Haut und Haar, und wohl gar einen ganzen Ochsen auffassen und verschlingen kann, macht, daß man ihm nicht gern zu nahe kommt.

Er wohnt zwar auch im Nordmeer, macht aber auch manchmal eine Lustreise in andre Meere; oder der Sturm verschlägt ihn dahin. In seinem Maule hat er statt der Barden, lange und dicke Zähne. Diese Zähne sitzen im untern Kiefer, und der obere Kiefer hat eben so viel Löcher, als der untere Zähne hat, worein diese, wenn der Fisch den Rachen schließt, wie in ein Futteral passen. Das Maul ist abgestutzt. Das Ende der Zunge ist so dick, wie eine

große Tonne. Die Augen sind klein und im Nacken hat er ein Blaseloch.

Viel Speck hat er nicht, aber destomehr Gehirn. Es besteht nehmlich in einer öhlichten und brennbaren Materie, und liegt in zwei Hirnkammern, die wieder viele kleine Abtheilungen haben.

Er hat eine so erstaunliche Menge, daß man von dem Gehirn eines einzigen Potfisches, viele Tonnen füllen kann. Es heißt Wallrath oder Sperma Ceti, und wird häufig in den Apotheken gebraucht.

83.

Der Weißfisch oder Witfisch, wie ihn die Schiffer nennen, hat etwa zwölf Ellen in der Länge und fünf in der Dicke, und ist also lange nicht so groß, als seine Brüder, die andern großen Fische. Er hat ein stumpfes Maul und acht kleine krumme Zähne drinn. Auch an ihm haben die kleinern Fische einen ziemlichen Verfolger. Seinen Namen hat er von seiner weißgelben Haut. Er wohnt im Nordmeere. Das Fleisch sieht roth aus, wird gegessen. Mit seinem Speck aber kann er sich nicht sonderlich groß machen, denn man kann

mit

mit genauer Noth kaum einige Tonnen von ihm zusammenbringen.

84.

Unter die Wallfische mit einem großen Schlunde gehört auch der Mastfisch. Er ist dreißig Ellen lang und hat etliche zwanzig im Umfange.

Der Kopf ist erstaunlich groß. Die Zähne sind platt. Der Schlund ist drei Ellen hoch und zwei breit. Da kann doch schon etwas durchpassiren.

Auf seinem Rücken hat er eine lange Finne, die wie ein Mastbaum grade in die Höhe steht. Und die hat Gelegenheit zu seinem Namen gegeben.

85.

Der Braunfisch oder wie er auch sonst heißt, das Meerschwein hat zwar ein Spritzloch auf dem Kopfe, so gut wie die Wallfische; aber an Größe kommt er ihnen lange nicht gleich. In seinen Kiefern oder Kinnladen hat er spitzige Zähne; kleine Augen; und auf dem Rücken gegen den Schwanz zu, eine Finne, die wie ein halber Mond aussieht: Auch der Schwanz ist sichelförmig. Sein spitziges

Maul, das wie ein Schweinsrüssel aussehen soll; und seine Mode sich öfters auf dem Wasser herumzuwälzen, haben ihm den Namen Meerschwein gegeben. Der Rücken ist dunkelbraun und der Bauch weiß. Sie können sehr schnell schwimmen. Wenn sie aber anfangen sich über dem Wasser zu zeigen, und besonders den Schiffen nahe zu kommen, so wird den Schiffern bange, weil sie durch die Erfahrung gelernt haben, daß diese Manöuvres des Braunfisches mehrentheils Vorboten eines nahen Sturms sind. Kommt der Sturm dann wirklich, und schleudert diese Thiere an den Strand; so jammern und winseln sie, gleich den Landthieren, bis sie sterben.

Sie halten sich fast in allen Meeren, besonders aber in der Nord- und Ostsee auf. Ihr Fleisch soll gut schmecken, und die Schottländer lassen sichs besonders angelegen sein, viele Braunfische zu fangen, und das Fleisch einzusalzen und zu räuchern. Im Sommer sollen diese Thiere blind werden, grade zur Zeit des Heeringfangs, ein Umstand, der es dann auch sehr leicht machen würde, sie zu erwischen. Ihr Speck ist sehr schön, nur Schade daß sie, (natürlich weil sie nicht zu

groß

groß sind) nicht gar zu viel haben. Die Nahrung ist kleine Fische und Gewürme.

86.

Der Delphin oder Tummler, oder Springer, ist dem Braunfisch sehr ähnlich, nur daß der Delphin etwas größer ist. Sie sind sehr gesellschaftlich, und gern in großer Menge bei einander. Sie können pfeilschnell schwimmen, und sich recht im Wasser herumtummeln; oder auch wohl gar große Sprünge in die Luft zu thun, ist ihre größte Freude. Mit solchen Sprüngen erhaschen sie öfters fliegende Fische, die sie sich dann recht wohl behagen lassen. Wegen ihres Springens und Herumtummelns haben sie die Namen: Springer und Tummler bekommen, und manche Leute haben sie, wegen ihres spitzigen Maules auch Gänseschnabel genannt.

Die Alten kannten den Delphin auch schon recht gut.

87.

Der Säbelfisch muß nicht mit dem Schwerdfische verwechselt werden, denn dieser gehört nicht unter die Säugthiere, mit denen wirs doch hier allein zu thun haben, sondern

 unter

unter die Fische, und ist auch anders gebaut. Der Säbelfisch aber heißt deswegen so, weil er auf seinem Rücken eine Finne hat, die anderthalb Ellen lang ist, in die Höhe steht und krumm gebogen ist wie ein Säbel. Er ist bei Spitzbergen zu Hause. Da pflegen sich ihrer eine Menge zu versammlen, und dann in Gesellschaft den Wallfisch anzugreifen. Sie reissen ihm ganze Stücken aus dem Leibe, und lassen nicht eher nach bis er stirbt. Dann aber machen sie sich über seine Zunge her, die eine große Delikatesse für sie ist. Die Länge des Säbelfisches ist etwa fünf bis sechs Ellen. Mit den Seehunden lebt er fast in immerwährendem Kriege, und stößt sie mit seinem Säbel von den Eisschollen herunter.

Ende der Säugthiere.

13.
Wallross

J. D. Philippin geb. Sysang sc.

16.
Schuppthier.

17.
Seehund.

24.
Tiger.

28.
Zibeththier.

37.
Vielfras.

74.
Nilpferd

J. D. Philippin geb. Sysang sc.

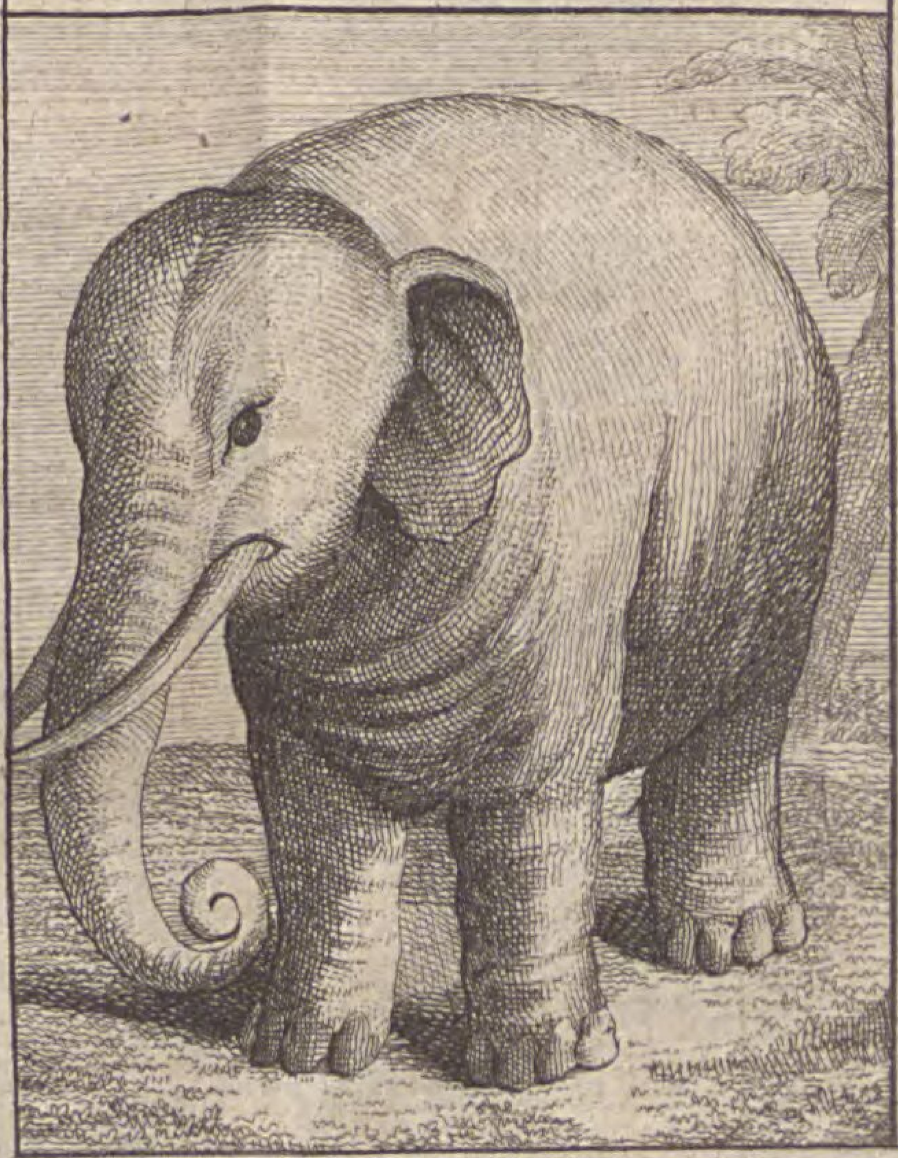
76.
Nashorn.

J. D. Philippin geb. Sysang sc.

47.
Biber.

7. Orang Outang.

11 Elephant.



J. D. Philippin geb: Sprang sc.

12. Faulthier.

19. Wolf.

20. Fuchs.

23. Loewe.

J. D. Philippin geb: Sprang sc.

49. Lemming.

56. Vampyr.

62. Rennthier.

1.

Wie viel sind Naturreiche und wie heißen sie?

2.

Was begreift das Thierreich in sich?

3.

Was rechnet man zum Pflanzenreich?

4.

Was ist das Mineralreich?

5.

In was für Klassen wird das Thierreich aber besonders abgetheilt?

6.

Merkwürdigkeiten von Menschen?

7.

Orang-Outang.

8.

Meerkatzen.

9.

Baviane.

10.

Wie fängt man die Affen?

11.

Der Elephant.

12.

Das Faulthier.

13. Wallroß.	14. Seekuh.	15. Ameisenbären.	16. Das Schuppthier, oder Ceylonische Armadill.	17. Der Seehund.	18. Die Hiäne.
19. Der Wolf.	20. Der Fuchs.	21. Der Hund.	22. Die Katze.	23. Der Löwe.	24. Der Tiger.

25. Der Leopard.	26. Der Panther.	27. Der Luchs.	28. Das Zibeththier.	29. Das Stinkthier.	30. Pharaonsratte.
31. Meerotter.	32. Die Fischotter.	33. Der Marder.	34. Der Zobel.	35. Das Wiesel.	36. Der Hermelin.

37. Der Vielfraß.	38. Der Iltis.	39. Der Bär.	40. Der Dachs.	41. Das Beutelthier.	42. Der Maulwurf.
43. Der Igel.	44. Das Stachelschwein	45. Der Hase.	46. Das Kaninchen.	47. Der Biber.	48. Das Meerschwein.

49. Der Lemming.

50. Das Murmelthier.

51. Der Hamster.

52. Die Ratten.

53. Die Mäuse.

54. Das Eichhörnchen.

55. Die Fledermaus.

56. Der Vampir oder fliegende Hund.

57. Das Kameel.

58. Das Bisamthier.

59. Der Hirsch.

60. Das Elendthier.

61. Der Kameelopardеr.

62. Das Rennthier.

63. Der Damhirsch.

64. Das Reh.

65. Der Steinbock.

66. Die Gemse.

67. Der Bezoarbock.

68. Die Ziege.

69. Das Schaaf.

70. Der Ochse.

71. Das Pferd.

72. Der Esel.

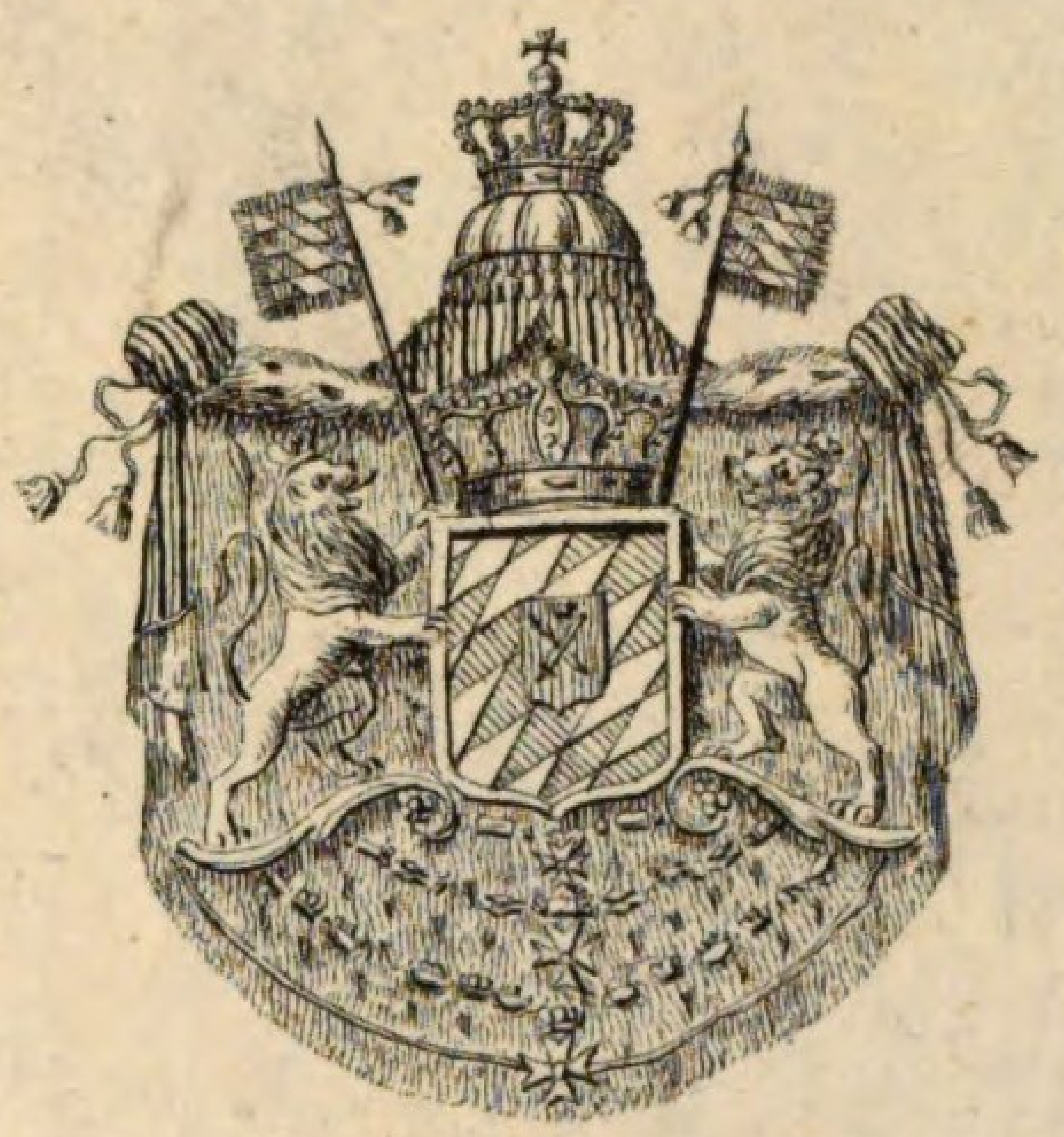
73. Der Zebra.	74. Das Nilpferd.	75. Das Schwein.	76. Das Nashorn.	77. Das See-Einhorn.	78. Der Grönländische Wallfisch.
79. Der Finfisch.	80. Der Knotenfisch.	81. Der Nordkaper.	82. Der Potfisch.	83. Der Weisfisch oder Witfisch.	84. Der Mastfisch,

85.
Der Braunfisch oder das Meerschwein.

86.
Der Delphin, oder Tummler, Springer.

87.
Der Säbelfisch.

Die Herren Buchbinder werden ersucht, die in diesem Buche befindlichen Kupfer und Kärtchen aufzukleben, und egal zu beschneiden, damit sie als ein Kartenspiel gebraucht werden können. Diejenigen Kärtchen, wo kein Nahme darauf steht, werden mit beygelegt, daß wenn ein Blatt verloren geht, man die Nro. und Namen einschreiben kann.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naturgeschichte der vornehmsten Säugethiere Ein Spiel und Lesebuch für Kinder von einem Kinderfreunde. Mit Karten und Kupfern

Breßlau ; Brieg ; Leipzig 1786

Zool. 386
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10308309-2
VD18 10701834